

Ernste und heitere Kulturbilder aus Anklam von einem seiner alten Gymnasiasten Dr. Georg Gadow.*)

„Wer 't mag, de mag 't,
Un wer 't nich mag,
De mag 'tja wol nich mägen.“

Es war im Sommer 1897. Ich lebte seit einer Reihe von Jahren als deutscher Arzt in Südafrika und versah um diese Zeit eine Regierungsarztstelle im äußersten Norden der Provinz Griqualand West der englischen Kapkolonie. Nur alle vierzehn Tage brachte an jenen Platz, den ich in meinem großen Amtsbezirk für einige Monate, behufs Bekämpfung einer schweren Typhusepidemie, als Hauptquartier ausgewählt hatte, eine antediluvianische, echt südafrikanische Steppenpostkarre vom weit entfernten Kulturzentrum Kimberley Briefe und Zeitungen, um unsere „höhere“ geistige Gemeinschaft der Außenwelt nicht gänzlich einschlafen zu lassen. Ich habe mich übrigens selten in meinem Leben wohler gefühlt, als in diesem urwüchsigen Stück südafrikanischer Gebirgs- und Buschlandschaft unter Buren und Betschuanen, fern vom nervenzerrüttenden Einfluß des modernen Geschäftslebens und den ermüdenden Auf-

regungen des Tages- und Zeitungsflatsches, und ich empfand es mit den beiden Gebildeten meines Wohnsitzes, einem Kaufmann und einem Lehrer holländischer Herkunft, durchaus nicht als Rückständigkeit, daß uns die Nachrichten über spanisch-amerikanisches Kriegsgeschrei, russische Nihilistenstrieche und das Getöse europäischer Parlamente nur zweimal monatlich verabsolgt wurden. Man spart bei einem solchen Hinterwäldlertum, wenn man nur sonst seine regelmäßige berufliche Beschäftigung hat, ein gut Stück Lebenskraft für spätere Jahre, und ich möchte jedem europäischen „Neurastheniker“, der es sich pekuniär leisten kann, empfehlen, seine „Erholungs“-Monate lieber nicht in Gehirntretmühlen, wie es die europäischen Lugsusbäder vom Schläge Nizzas oder Ostendes sind, zu verleben, sondern in solchem Winkel Uerde — er würde erstaunt und befriedigt darüber sein, wie herzlich wenig er daran verliert, daß die sogenannte Weltgeschichte ihm nicht täglich in Morgen-, Mittag- und Abendblättern als Ragout, sondern in kurzem Dreizeilen-Extrakt als gelegentliches Stimulans für seine satirische Ader serviert wird. Immerhin war es für uns ein Ereignis, wenn nach langer Pause der Gottentottentutcher des Merkurkarens in steinerweichenden Disharmonien vom Gipfel des nächsten Berges herab sein Posthorn erschallen ließ. Einer dieser schönen Sommerabende nun setzte mich plötzlich auf mehr als tausend deutsche Meilen hin in Verbindung mit Heimat und unvergeßlicher Jugendzeit,

*) Anmerkung: Diese Schilderung Anklams und seiner Bewohner erschien 1905 in der Täglichen Rundschau, entbehrt des Reizes nicht und verdient wohl, erhalten zu bleiben. Sie ist verfaßt von Dr. med. Georg Gadow, der von 1867—73 Schüler des hiesigen Gymnasiums war und 1913 in Südafrika gestorben ist. Ich habe kein Bedenken getragen, die Namen auszusprechen, da die Beteiligten wohl nicht mehr am Leben sind.

und nie habe ich über ein briefliches Bedenten eine so lebhafte Freude empfunden, als über diese mir in südafrikanisches Buschland gesandte Einladung zur Beteiligung am fünfzigsten Stiftungsfest unseres alten Anklamer Gymnasiums.

Vier Jahre später erst war es mir, noch mitten während des Burenkrieges, vergönnt, der alten Heimat einen Besuch abzustatten, und am Sedantage 1901 führte mich in Berlin der Zufall in die Siechenischen Lokal in drangvoll fürchterlicher Enge an den Tisch einiger mir wildfremd erscheinender Menschen, von denen sich im Lauf des Gesprächs aber allmählich ein älterer Herr als einer meiner ältesten Schulfreunde von besagtem Gymnasium entpuppte. Das gab nun natürlich ein Erzählen und Auffrischen von Erinnerungen, die mehr als ein Menschenalter zurücklagen, bei denen sich aber wiederum herausstellte, daß keine Epoche so sehr geeignet ist, Freundschaften zu schließen und die liebsten Gedächtnisse des Lebens als einen nie rostenden Altersschatz zu erhalten, als die Schulzeit.

Ich bin ein Tagebuchmensch, der Familientradition von frühester Knabenzeit an gewöhnte, alle Ereignisse und Menschen, die ihm auf dem engeren Lebenspfad der Jugend und dem breiten Weg des Mannesalters begegnen, mit größtmöglicher Treue auf- und abzuzeichnen. Unsere hastende Neuzeit hat wieder Sinn für das Biographische bekommen, und je weniger ich beabsichtige, von meiner Person zu reden, um so mehr bin ich überzeugt, daß diese ausfrischen, unmittelbaren Tagebuchnotizen geschöpften Erinnerungen nicht nur für den Kreis ehemaliger, pietätvoller Schüler unseres Gymnasiums, aus dem eine Reihe überaus tüchtiger Männer in allen, auch den höchsten Staatsstellungen hervorgingen, von Interesse sein werden, sondern daß auch ein größeres Publikum sich gern in eine Zeit zurückversetzen läßt, die sich viel mehr als das heutige Zeitalter des Weltverkehrs, auf Kleinarbeit beschränkte und in engen Kreisen jene Solidität der Charaktere und der Arbeit schuf, auf der das neue Deutsche Reich sicherer Fuß zu setzen konnte.

Ich brauche keine Namen zu nennen, abgesehen von einigen charakteristischen Beinamen, ohne die eine Schülerwegangssprache nicht denkbar ist; meine ehemaligen Kompennaler werden nach drei Seiten Lektüre wissen, woran sie sind, und der Leser der anderen Kreise wird bald herausfinden, daß ich im Leben und Treiben und in den vielen Charaktergestalten unserer Anstalt Typen des altherwürdigen norddeutschen höheren Schulwesens abtonterfeite. Die Zeit aber, die ich schildere, ist die unbergeliche deutsche Sturm- und Drangperiode etwa vom dä-

nischen Kriege bis zum Jahre 1873, eine Periode voll männlichen Strebens und dramatischer Geschehnisse auch in unserer pommerschen Kleinstadt, die sehr böse aufgetrumpft haben würde, hätte man sie während der Blüte der Hanfa nicht eine bedeutende Mittelstadt heißen wollen.

* * *

Sie gehörte zu den ältesten pommerschen Städten, und schon im zwölften Jahrhundert geschieht ihrer in alten Chroniken Erwähnung. Mehrere große Brände im Mittelalter und eine Einäscherung durch die Russen im nordischen Kriege, deren Gedächtnis noch zu meiner Zeit alljährlich durch einen Festaktus, zum Dank für die schließliche Errettung der Stadt, in allen Schulen begangen wurde, hatten zwar dem mittelalterlichen Gepräge viel Abbruch getan, indes doch noch manches Denkmal alter Baukunst übrig gelassen. So ragte gleich beim Eintritt in die eigentliche Stadt das ehrwürdige Steintor hoch über die Häuser empor. In seinen moosumwachsenen Mauerlücken nisteten zahllose Dohlen als ein seit Jahrhunderten hier erbangesessenes Geschlecht. Ueber dem hohen gotischen Einfahrtsbogen befand sich ein altes Burgverließ, in dessen moderiger Kerkerluft noch zu unserer Zeit mitunter randalierende Nachtschwärmer, ja sogar einmal auf Ferien weilende Studenten ein Plätzchen zu beschaulichem Nachdenken angewiesen erhielten, wenn es einem der vier grimmig gehakten städtischen Nachtwächter wirklich einmal gelang, sie der Ruhestörung friedlicher Spießbürger zu überführen.

Ebenso altersgrau wie das Steintor waren die beiden großen Kirchen der Stadt, die Nikolaiskirche mit ihrem hohen spitzen Turm (in deren imponierendem Mittelschiff einst ein viel experimentierender tüchtiger Uhrmacher der Stadt den Foucault'schen Pendelversuch — und zwar, wohlgemerkt, vor Foucault — ausgeführt haben soll) und die uralte Marienkirche, in deren romantischem Turmstübchen wir gern den alten Feuerwächter der Stadt besuchten. Eingesperrt in einen noch erhaltenen Teil der ehemaligen grasüberwucherten Stadtmauer stand ferner als Wahrzeichen einstiger Wehrhaftigkeit des Platzes ein runder, starkgemauerter Turm, der Pulverturm, dessen Platte zu unserer Zeit die Sternwarte unseres weit über die Provinz- und Landesgrenzen hinaus als Astronom berühmten ersten Mathematiklehrers trug. Endlich lag eine Stunde vor der Stadt an der Chaussee zur Provinzialhauptstadt ein turmartiges Bauwerk, eine Ruine, „der Hohe Stein“ genannt, von dessen Höhe herab ehemals die Wächter der Stadt drohenden Ueberfall signalisierten, wie solcher besonders seitens der raublustigen Vorfahren einer

heute noch in der Umgegend stark begüterten Adelsfamilie nicht zu den Seltenheiten gehörten. Es hieß, daß vom Marktplatz der Stadt aus, wo früher das Rathaus stand, noch jetzt ein unterirdischer Gang zum Hohen Stein hinaus führe, was unsere Knabenghantastie natürlich lebhaft beschäftigte, ohne daß es uns indes gelungen wäre, Spuren des alten Höhlengangs zu entdecken. Die einstigen Wälle der Stadt waren in schöne, schattige Promenaden umgewandelt, an die sich weit ausge dehnte Gärten an schlossen, wie denn Natur und Kunst überhaupt zusammenwirkten, um der alten Stadt am Ufer ihres schiffbaren Flügchens mit seinen breiten saftigen Wiesen und einer sanften Hügelkette im Hintergrund das freundliche Ansehen eines behaglichen norddeutschen Bürgerstüßes zu geben, das freilich der Pennäler in seinem forterbenden Knabentrog gegen alle Fokie ernststen Schulzwangs nicht immer zu schätzen wußte.

Einem richtigen Textianer und Sekundaner imponiert so leicht nichts. Dennoch steht mir, der ich unsere Gymnasialstadt seit dreißig Jahren nicht wieder sah und deshalb nicht den Maßstab des vielgereisten Mannes an die räumlichen Verhältnisse der ersten Stadt legen konnte, in deren Mauern vor sechsunddreißig Jahren der schüchterne „Junge vom Lande“ einzog, noch heute manches imponierend vor Augen, auf das sonst nur der Philister stolz bleibt, der nie über den Hohen Stein hinaus in die Welt kam. Die Getreidapeicher der beiden großen Kornhandelsfirmen, die mächtige, auf armutigem „Berg“ die ganze Stadt überragende Bierbrauerei, das moderne Gerichtsgebäude und vor allem der Bahnhof mit seinem Verkehr übten auf das Knabengemüt, das neugierig nur vorwärts in die eigene und eine noch verschleierte, aber vielverheißende Zukunft des Vaterlandes sah, größeren Eindruck, als die Zeugen mittelalterlicher Vergangenheit, obgleich sich die Erinnerung an sie auf Schritt und Tritt aufdrängte und stillere Naturen schon durch die beibehaltenen alten Straßennamen, wie die Wollweber-, Grapengießer-, Burgstraße, zum Nachdenken über Werden und Wachsen deutschen Bürgertums hätte anregen können. Aber wir lebten damals zu viel Gegenwarts-Weltgeschichte, um für Kulturgeschichte früherer Epochen Zeit und Sinn übrig zu haben. Ich hoffe, eine ruhigere Periode, nach Begründung und Festigung des Deutschen Reiches, hat späterhin auch im Lehrplan unseres alten Gymnasiums der denkwürdigen Ortsgeschichte jenes Plätzchen eingeräumt, auf das sie zum Nutzen echten, kiefwurzelnden Heimatgefühls um so größeren Anspruch hat, je leichter der über engere Grenzen hinausstrebende Deutsche idem Kosmopolitismus zu verfallen geneigt ist.

Uns ersetzte diesen Ausfall im Unterricht die Beobachtung originellen städtischen Lebens und vielfach zu wahren Typen ausgewachsener Bürger der ehrsamten Stadt, die erst vor wenigen Jahren durch den Eisenbahnbau Anschluß an größere Kreise vaterländischer Zivilisation erhalten hatte. Zu unserer Zeit aber sorgte schon eine Gasanstalt für größere Beleuchtung, wenngleich sich in manchen Nebenstraßen noch altväterische Laternenanzünder ihr Brot mit der Besorgung ebenso uralter Dellampen verdienten, die an Ketten hingen und zum Anzünden immer mit großem Bequiesche und Gerassel heruntergelakert wurden. Unser Gymnasium mit seinem hochgebiegenen Lehrkörper, ein Kreisgericht mit seinem Stab unverknöchelter Richter und Anwälte und die Ärzteschaft gaben jedenfalls dem geistigen Leben der Gesellschaft ihr Gepräge. Kaufleute und Gewerbetreibende, vor allem aber die vielen sogenannten Alderbürger, lebten noch mit geringen Ausnahmen im alten Schlandrian von Groß- und Urgroßvater dahin, waren in der Theorie liberal und in der Praxis stockkonservativ, im Grunde aber eine leicht zu regierende Masse, mit denen ein intelligenter Bürgermeister und eine Anzahl vorwärtsstrebender Stadtverordneter keine großen Schwierigkeiten hatten.

Im ganzen zeigte sich neben einem starken Gesellschaftsbedürfnis, das in Schützen- und Gefangvereinen und mehreren „Ressourcen“ in reale Erscheinung trat, doch auch Sinn für höhere Unterhaltung, so daß Vorträge von Gerhard Rohlfz über seine Erlebnisse in Marokko oder von Palleske über die Klassiker gut besucht wurden. Vom Jahre 1870 ab erfreute sich die Stadt auch eines Dichters, eines kleinen diden Literaten mit einem Riesenhaupt und entsprechender Mähne, dem es indes — der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande — nicht gelang, die nüchternen Mitbürger dauernd an seine Muse zu fesseln. Außer einer Heldengeschichte über König Wilhelm, die im Jahre 1871 einem Quartaner als Schulprämie verliehen wurde, versanken Gustavs Werke in den dunkelsten Ladenhütereden der ersten Buchhandlung des Orts, von der freilich das Gerücht ging, daß sie kurzfristig einst den Verlag der ersten Werke Fritz Reuters zurückgemiesen hätte. Was im übrigen so „fürs Haus“ am Gelegenheitspoesie gebraucht wurde, entsprang dem Hirn des „Redakteurs“ eines in Briefbogenquartform sein Dasein beginnenden Wurstblatts, das sich zur Opposition gegen den „Kreisanzeiger“ erkühnte. Es schlug sich gleich auf die äußerste Linke und ist jedenfalls in ein solchem Klatsch seine Kräfte verschwendender Faun von Vorläufer der sozialdemokratischen Presse gewesen.

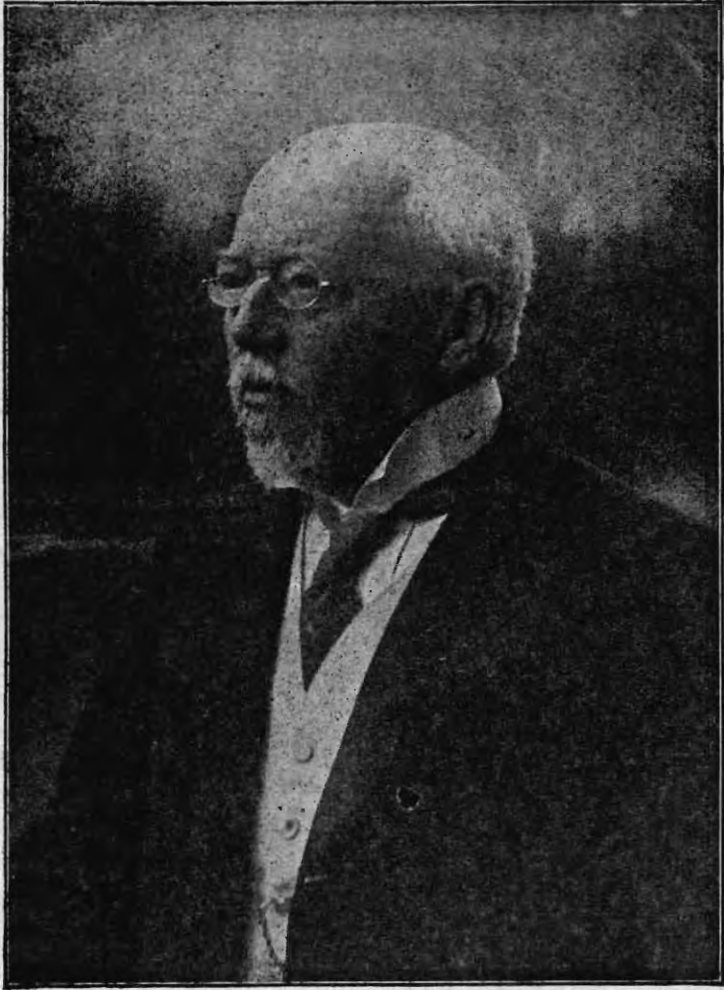
Beider wollte den elegisch dichtenden und Isitartikelnb polternden Heinrich niemand im Städtchen ernst nehmen, weil jedermann ihn noch als verbummelten Unterquartaner gekannt hatte und an kein Geisteswunder glauben mochte, als der dann zum Schriftseher avancierte „Vertreter der Presse“ plötzlich aus einer Nachbarstadt wieder bei uns auftauchte, die großmütterliche Witwe des alten Besitzers der liberalen Zeitung freite und nun in langem Vollahaar und stets mit weißer Pastorentkrabatte, sich zum spiritus regens politischer „Bildung“ aufwerfen wollte. Ich selbst kam mit dem wunderlichen Heiligen einmal wenigstens indirekt und schriftlich in Berührung, als ich unter Mitredaktion eines Schulkameraden 1871 ein Jubelpoem auf Kaiser Wilhelm und die Versailler Kaiserproklamation verfaßt, und mein Freund dies eigentlich nur für unsern literarischen Privatklub von Sekundanern bestimmte Opus ohne mein Wissen dem elegischen Heinrich zur Aufnahme in sein „Organ“ zugesandt hatte. Umgehend erhielten wir das corpus delicti wieder zurück mit den flammenden Worten: „Die Tendenz unseres liberalen Organs (zweimal unterstrichen) verbietet von selbst die Aufnahme solcher monarchistischer Lobhudeleien!“ Punktum — nicht einmal ein „hoch“= oder auch nur „achtungsvoll“ dahinter, sondern nur ein monumentales „Heinrich L., Chefredakteur“ usw. O, Heinrich, fast graute uns damals vor Dir! und ich möchte heute wohl wissen, was schließlich aus Deiner politischen „Mission“ in einem pommerischen Mittelstädtchen geworden ist, das offenbar für die Wertung Deiner tief sinnigen Schädelprodukte „noch nicht reif“ war!

Nein, der Bürger unserer guten Stadt schwärmte mehr nach sauren Wochen für heitere Feste und nach des Tages Last für leichtere Genüsse, als die Knödelkost Heinrichscher politischer Zukunftsmusik. Er wollte mehr „was für's Herz“ haben und war ein Freund musikalischer Darbietungen. Zwar die beiden Stadtkapellen waren wenig geeignet, das musikalische Verständnis eines kunstliebenden Publikums zu fördern, da ihre beiden „Musikdirektoren“ weniger um die Palme der künstlerischen Erziehung ihrer Hörer, als um den Ruf der größeren Versoffenheit rangten und schließlich das eigentliche Feld ihrer Instrumentalleistungen in die „Schwoofs“ der obskuren Vorstadtkafé am lieben Sonntagabend verlegen mußten. Ersatz boten aber hin und wieder Konzerte von Militärkapellen aus zwei Nachbargarnisonen und Aufführungen größerer Meisterwerke durch einen unter der tüchtigen Leitung des alten Marienkirchkanzlers stehenden Damengesangverein. Sie fanden im großen Saal des sich eines sprichwörtlich großen

Wirts erfreuenden ältesten Hotels statt, und ich gedente besonders der sonst gut gelungenen Aufführung des „Orpheus“, bei der aber eine der Sopranistinnen immer Eurydietsche statt Eurydice sang, was unseren klassisch-rhythmisch erzeugten Sekundanerohren natürlich wie ein Sakrileg und wie das Quietschen eines steinigen Schiefestifts auf einer Septimanertafel klang. Sonst aber war es erhebend Junge hübsche Mädchen in Tönen dem Klassizismus opfern zu hören, mußte jeden Gymnasialschüler schon rein objektiv mit Sympathien für die sonst nur in Französisch und Englisch trainierten höheren Töchter erfüllen.

Im Winter stellte sich, maßen man es zu einem eigenen Stadttheater noch nicht gebracht hatte, irgend eine Schmiere ein, um im Logensaal zu spielen. Benedix, die Birch-Pfeiffer und Kalisch bestritten natürlich den Löwenanteil des Spielplans, doch verstieg man sich sogar einmal zu Scribes „Glas Wasser“; ja man munkelte, daß eines Abends schon alles fix und fertig für die „Jungfrau von Orleans“ gewesen, die Jungfrau aber aus schänden, materiellen Erwägungen und nach finanzpolitischen Szenen mit dem Direktor plötzlich vierdimensional geworden sei. Die ernstere Schauspielkunst bot nur einmal im Jahre wiederum unser Gymnasium dar — doch darüber später.

Das eigentliche „Volk“ kam auf seine Rechnung bei den großen Schulfesten der Gemeindefchüler, besonders aber auf dem Herbstjahrmart, der zu jener Zeit noch für die städtische wie ländliche Bevölkerung eine bedeutende Rolle spielte und auf den großen Plätzen der Stadt, dem alten und neuen Markt und dem Paradeplatz, ein buntes und lautes Treiben entwickelte. Es gab vor dreißig Jahren noch viel fahrendes Volk, das nomadenartig mit seinen Tierbuden, Karussells und schauderröfen „Delgemälden“ von Markt zu Markt zog, um eine Sorte von Volkserziehung zu kultivieren, deren Anblick nur geeignet war, uns Gymnasiasten mit größerer Ehrfurcht vor den Spielen der alten Griechen zu erfüllen. Wir als „höhere“ Schüler genossen zwar nicht, wie die Stadtschuljugend, das Privilegium des Lektionenausfalls am Jahrmartstag, doch hinderte uns kein Verbot, in den freien Stunden des Tages und bis zum späten Abend dies Stück originellen Volkslebens gründlich zu studieren. Als Quartaner und Tertianer bewegten wir uns deshalb ebenso frei wie die „Knoten“ vor den Schaubuden, in deren schäbig-elegantes Inneres Harlekins mit heiserer Stimme „einen-hohen Adels und wohlblütlichen Publikum für einen Groschen einladen, sich „Jah, die



Dr. Graf von Hertling, ehemaliger Reichskanzler.

schöne Schlangenzüchterin“, das „weltberühmte Panorama“ der Belagerung von Sebastopol und der Erstürmung der Düppeler Schanzen oder die „größte Menagerie des Kontinents“ anzuschauen. Grellbunte Bilder in den fürchterlichsten Konturen deuteten schon von außen an, daß in einer Bude der „haarige Mann“ zu sehen sei, der Kaninchen mit Haut und Haaren fraß und sich natürlich „vor verschiedenen Potentaten des In- und Auslandes mit phänomenalem Erfolg produziert“ hatte. Daneben sang mit Herz- und ohrenzerreißendem Krächzen ein altes Weib zum Leierkasten das für einen Silbergroschen als Volksbildungsmittel zu erstehende erschütternde

Lied von dem pommerischen Massenraubmörder Marsch:

„Karlchen Masch, so hieß der alte Schwede,
 Der sein Leben schauderhaft genoß;
 In der Jugend spielte er die Flöte,
 Späterhin ergab er sich dem Soff!
 Täterätätä!“

und bei jedem Vers deutete sie mit einer langen Gerte auf eine Leinwand, auf die im blutigsten Rot die einzelnen Szenen der wirklichen und hinzugebichteten Mordtaten gemalt waren. Weiterhin standen die Würfelbuden, in denen „silberne“ Becher aus

verglastem Ton gewonnen werden konnten, und Wahrsagerstulen unter dem geheimnisvollen Aushängeschild eines kartesianischen Taucherchens, dessen Auf- und Absteigen den neugierigen Dienstmädchen der Dörfer das Steigen oder Fallen ihrer Liebeshoffnungen ankündigte. Laut überdönten den Lärm der Anrufer, das Getöse der hundertweise wogenden, festlich gestimmten Menge und den Lärm der Kindertrompeten und Mundharmonikas die monotonen Ausrufe der Verkäufer: „Einen Silbergroschen kostet jedes Stück!“ oder „Alles, was die Augen sehen, kostet nicht mehr und auch nicht weniger als einen Silbergroschen und drei Pfennige!“ Und an der Hauptverkehrsde des Marktes versteigerte ein hanzwurstmäßig gekleideter Hebräerjüngling allen möglichen Schund, indem er unter „Wißen“ und Narrengebärden mit einem Taler anfang, um den Preis dann auf ein paar Groschen heruntergehen zu lassen. Kurz, der Jahrmarkt war ein Ereignis auch im Leben des Gymnasialisten, das nur einmal durch das groteske Schauspiel unterbrochen wurde, das der Myrthe amerikanische Zirkus gab, als er infolge einer Wette, binnen zwei Jahren alle deutschen Städte über 10 000 Einwohner zu besuchen, 1869 in großer Prozession, mit Elefanten, Löwen, Affen, Pferden und phantastisch aufgeputztem Personal durch die Straßen zog und dann auf dem Paradeplatz eine Vorstellung gab.

Viel simpler und nur noch als eine schemenhafte Erinnerung an ehemalige Bürgerherrlichkeit und Wehrhaftigkeit verlief das städtische Schützenfest. Um so mehr aber ragte gerade bei diesem Fest hoch über die Häupter eines der Romantiker abhold gewordenen vulgus profanum die Heldengestalt des Schützenkönigs hervor, des als Original und Krafnatur allen Gymnasialisten der sechziger Jahre in erquickender Erinnerung lebenden alten Schusters W. Er war ein großer, starker Mann mit vollem, graumeliertem Kriegerbart, imponierender Adlernase und sehr gewichtigem Auftreten — ihn hätte man getrost vier Jahrhunderte zurückversetzen können als würdigen Repräsentanten des Junktwezens und bürgerlicher Streittüchtigkeit. Aber er hatte es zu etwas gebracht und war als Geschäftsmann ein moderner Mann geworden, der als Torfstichbesitzer unter die Spekulantengänge gegangen war. Eine hübsche Anekdote, die den Vorzug hat, wörtlich wahr zu sein, knüpfte an seinen und Kaiser Friedrichs Namen an. Als 1868 der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm auf einer militärischen Inspektionsreise unsere Stadt berührte, war auf dem Bahnhof auch die Schützengilde aufgestellt, deren Hauptmann, Schuster W., gerade in dem Jahre den Königschuß für den Kronprinzen

abgegeben hatte. Letzterer unterhielt sich denn auch mit dem heute noch besonders gravitätischen, biederen Schuster und fragte ihn u. a., was er in seinem bürgerlichen Beruf vorstelle? worauf jener antwortete: „Königliche Hoheit, früher machte ich Stiebeln, aber jetzt mache ich Millionen!“ „Ei der tausend“, sagte der Kronprinz, „da haben Sie es ja weit gebracht, lieber Freund; aber wie soll ich denn das verstehen?“ worauf W., sich in die Brust werfend und mit dem Zeigefinger energisch zum Boden deutend, in seinem unerschütterlichen Bierfaß das große Wort sprach: „Königliche Hoheit, ich steche Torf!“

Die moderne Zeit mit ihrem flutenden Verkehrsleben und den hochgesteigerten Anforderungen an die Arbeitskraft des Individuums zeitigt wenige Originale mehr, selbst in einer Kleinstadt. Dazu gehörte die Beschaulichkeit einer noch viel mehr mit Wanderskab und schwerfälligem Reisewagen, als mit Eisenbahn oder gar Motorkarren arbeitenden Epoche und der ruhigere Lebensgenuß ohne die Peitsche nimmermüder Konkurrenz. Welches Aussehen machte in unserer Stadt das erste dreirädrige Veloziped, das ein nicht besonders beleumdeteter, wohlhabender gewordener alter Schneidermeister, den man wegen seiner präntiösen Fortschrittsphrasen: „wir müssen mit dem Zeitgeist mitgehen, meine Herren“, den „Zeitgeist“ gekauft hatte, zuerst einem staunenden Publikum vorführte! Zu unserer Zeit gab es noch Hunderte von Bürgern der ehrfamen Stadt, die nie eine Eisenbahn benutzten, noch zahlreiche alte Handwerker, die mit Genugthuung von ihrem Wanderleben „ins Reich“ erzählten und die schon mächtig an die Mäuren alter Privilegien und Gewohnheiten pochende neue Zeit nicht verstehen wollten. Man schämte sich in den Familien noch nicht der alten eigentlichen Muttersprache, des Plattdeutschen, und auch auf unseren Gymnasialschulbänken war es noch stark im Schwange. Selbst ein wahres Original von Stadtarzt alten Schlages gab es noch, den Dr. Berling, der nur plattdeutsch sprach, sich einer gutmütigen Grobheit befleißigte, aber gerade deshalb bei der Landbevölkerung große Beliebtheit genoß. Er versuchte sich auch als plattdeutscher Dichter und war, wenn auch kein Vorläufer, doch ein nicht zu verachtender Zeitgenosse Fritz Reuters, der auch seine erste Gedichtsammlung „Lustig un Trurig, as't jerer hewn will“, begutachtete. Und zwar geschah dies in einem wohlwollenden Antwortpoem, das mit Hinweis auf Berlings eigene Bescheidenheit in Beurteilung seiner poetischen Ader, die hübschen Verse enthielt:

„Ein jeder Vogel singt sien Leid,
De Draußel singt un ol de Sparling,

Das singt, als em de Snabel steiht —
Sing Du man lustig, Dokter Barling!
Neh'r Di nich an de schein' Gesicht'!"

Ich selbst erinnere mich des kleinen Berlingschen Gedichtbüchleins in schlichtem Gewande noch sehr gut und weiß, daß es mancher alten Familie unserer Stadt eine gute Stätte fand. Ja, ich behaupte, daß es gar nicht unwesentlich zu Reuters Popularisierung beigetragen hat, indem es das Publikum gerade in jener Gegend, in der so viele Szenen Reuterscher Dichtungen an allbekannte Personen und Ereignisse anknüpfen, mehr auf den Wert niederdeutscher Poesie aufmerksam machte. Ich hätte wohl gewünscht, daß man in Schule, Bericht und öffentlichem Leben die gute alte plattdeutsche Sprache viel mehr gepflegt hätte, als es leider damals schon geschah, und ich bin der Ansicht, daß kein pommerischer Richter sich und seiner Würde etwas vergeben hätte, wenn er schlichte Landleute, die ihm elendes Hochdeutsch gerade nur radebrechen konnten, in ihrer Muttersprache vernommen hätte, die doch die Sprache der ruhmreichen alten pommerischen Herzöge und ihrer Kanzleien gewesen und selbst in vorpommerischen Grafenhäusern noch bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein die ausschließliche Umgangssprache war. Als Arzt und Kenner dieses urwüchsigem und anheimelnden Dialekts würde ich mich schämen, mit dem pommerischen Bauer anders als Platt zu sprechen, und es bedarf für jeden unblasierten Freund deutschen Volkstums gar keines weitläufigen Beweises dafür, daß durch die Aufzwingung des Hochdeutschen dem niederen Volk viel an Gemüt, ja an Heimatsliebe verloren gegangen ist.

Der alte Doktor ragte daher im Grunde nur noch wie eine einsame Säule altpommerischen Lebens in eine „feinere“ Zeit hinein, und die meisten von uns mußten wohl erst ein paar Jahrzehnte älter werden, um an solchen alten Originalen die anmutende Eigenartigkeit jener verklungenen Zeit schätzen zu lernen. Mehr als durch seine plattdeutschen Gedichte beschäftigte übrigens der Alte durch seinen 1873 unter allerdings etwas mysteriösen Umständen erfolgenden plötzlichen Tod die Gemüter und der in unglaublichem Maße noch große Volkstrome in Stadt und Land beherrschenden Aberglauben. Es hieß, er habe sich lebendig einfangen und bei Nacht aus der Stadt fahren lassen, um unterwegs aus dem Sarge zu steigen und irgendwo im fernen Auslande, weiter zu leben. Ein ähnliches Gemunkel spann einen wahren Sagenkreis um einen reichbegüterten Großgrundbesitzer der Umgegend, der wie ein türkischer Pascha gelebt, 128 Kinder hinterlassen und plötzlich geheimnisvoll gestorben, in Wahrheit aber nach

Schmeden entweichen sein sollte, um an seiner Stelle einen großen Feldstein begraben zu lassen. Das Volk war ganz allgemein noch stark zum Gruseln geneigt, voller Gespensterei und Knüpfte in der Auslegung nicht von vornherein natürlich aufzuklärender Ereignisse an allerlei wirkliche Räubergeschichten an, die allerdings in der die dichten Wälder Pommerns noch in den dreißiger bis sechziger Jahren des vorigen Säkulums beherrschenden Unsicherheit und in dem Räuberleben des früher schon erwähnten Masch einigen Rückhalt suchen konnten. Ich erinnere mich aus frühester Kindheit her, daß meine Mutter große Mühe hatte, gegen die schauerlichen Ammenmärchen anzukämpfen, mit denen unsere aus der Gegend der Gymnasialstadt stammende Kinderfrau uns in unbezwinglichem Mitteilungsdrange fütterte.

In einer solchen Bevölkerung mußten die in der Zeit vom 1866, kurz vor dem österreichischen bis zum französischen Kriege, etwa alle zwei bis drei Monate in Massen auftauchenden „Prophezeiungen des alten Schäfers Thomas“ einen fruchtbaren Boden finden. Es tut mir außerordentlich leid, daß ich diese auf schlechtes Löschpapier in Oktavformat gedruckten, acht bis zwölf Seiten umfassenden schwülstigen Weissagungen damals nicht als „Zeichen der Zeit“ sammelte. Ich habe mich in Erinnerung an sie später nicht des Eindrucks erwehren können, als hätte hinter dieser vom Publikum verschlungenen Kolportageliteratur ein gar nicht so töricht spekulierendes Halb-offizientum gesteckt, das dem an Zeitungslesen und selbständige Kritik noch nicht gewöhnten Volk gewisse Phasen der politischen Entwicklung in dem ihm verständlichen Jahrmarktsstil plausibel zu machen und es auf kommende große Ereignisse vorzubereiten beabsichtige. Wenn man sich erinnert, zu welchen gesuchten Karikaturen heutzutage satirische oder einfach polemisierende Flugblätter aus der Zeit der französischen Revolution ja unserer eigenen achtundvierziger Zeit geworden sind, so wird mir der Kulturhistoriker recht geben, wenn ich auch den Prophezeiungen des alten Schäfers Thomas einigen Wert beilege. Meines Wissens hörten sie wie mit einem Schlage auf, als das neue Deutsche Reich begründet war. In diese Kategorie origineller Volksliteratur rechne ich auch die zahllosen Kriegs- und Siegeslieder, die in jener denkwürdigen Zeit ebenfalls in Flugblättern zu zehntausenden von Exemplaren Verbreitung fanden, ungewöhnlich schnell — niemand kannte oder ahnte die Verfasser — im Munde des Volkes waren und von der Straßenjugend unermüdlich gesungen und gepfiffen wurden. Gassenhauerpoesie wie die schönen Lieder „Als im Jahre sechsundsechzig wir nach Ost'reich sind marschirt“ — „Der Benedet,

der hatte schon im Sinn, er wollt' mit sein'n Pro-
 aten nach Berlin" — „Zubelnd sei's der Welt ver-
 kündet: Nicht mehr scheidet uns der Main. Und so
 rüdet wir verbündet in's Franzosenland hinein;
 Immer fromm, frei, frisch und froh, haut sie auf den
 Chassepot!" und ähnliche werden manchem Leser heute
 noch in den Ohren nachklingen und ihn mit Rührung
 der Zeit gedenken lassen, wo auch in einer kleinen
 pommerschen Stadt eine von Natur der Beschau-
 lichkeit und dem Philistertum zugewandte Bevölke-
 rung über sich selbst hinauswuchs und zum Bewußt-
 sein des deutschen Großbürgertums hindurchdäm-
 merete. Ich werde bei Schilderung des Kriegsjahrs
 1870-71, das in vielfacher und entschiedener Weise
 auch in unser ganzes Gymnasialleben eingriff, noch
 mehr zu diesem erfreulichen Kapitel deutschen Volks-
 lebens zu sagen haben.

* * *

In solcher Umgebung, eine an geschichtlichen Er-
 innerungen und mittelalterlichen Denkmälern reiche
 kleine Stadt als Hintergrund und eine just erst zu
 modernem Denken und Schaffen erwachende Bürger-
 schaft als Zuschauer, spielte sich das Leben auf un-
 serem Gymnasium ab. Das Revolutionsjahr 1847-
 48 hatte die ehemalige mäßige Mittelschule in eine
 höhere Lehranstalt umgewandelt, die mit einer sel-
 tenen Energie und Schnelligkeit sich zum allgemein
 anerkannten Range und der wissenschaftlichen Be-
 deutung der ersten und ehrwürdigsten Gymnasien
 des ganzen Preußenlandes aufschwingen sollte und
 den geheimen Stolz jedes Mitbürgers der Stadt aus-
 machte. Das große Portal des in rotem Backstein
 solide und nicht ohne Geschmack aufgeführten Neu-
 baues verkündete in goldenen Lettern, daß die Bür-
 gerschaft diese Stätte *Juventuti bonis artibus eru-
 diendae* gewidmet habe. Eine Inschrift, die von
 pietätlosen, frisch in das Metrum des Dvid einge-
 weihten Untertertianern natürlich nach dem bekann-
 ten Vers: „In Weimar und Jena usw. scandiert
 wurde:

Breite Granitstufen führten hier durch zwei Eta-
 gen über große Korridore allgemach von den Bän-
 digungsräumen wildtobender Septimaner, Sextaner
 und Quintaner hinauf zu den olympisch ruhigen
 Klassen der Sekunda und Prima. Ihre Ruhe wurde
 weder durch das neben ihnen liegende sogenannte
 physikalische Kabinett gestört, das im klassischen Zeit-
 alter der souveränen Geringschätzung naturwissen-
 schaftlicher Disziplinen ein mehr als bescheidenes Da-
 sein genoß und eigentlich nur eine Kumpelkammer
 war, worin Elektrifiziermaschinen und Pendelapparate
 harmlosen Spinnen als Webstühle dienten, noch durch
 den fast niemals mehr benützten Karzer. Und doch

erfreute sich das Gymnasium in der Person seines
 „Schulfuchses“, des Schuldieners Aschert, dem Natur
 zu seinem gutmütigen Innern ein wahres Berseker-
 antlik verliehen hatte, eines Cerberus, der wie ge-
 schaffen erschien, den Karzer lieber aus dem höchsten
 Olymp in den düsteren Hades seiner Souterrain-
 Wohnung zu verlegen und zu bewachen. Unsere Schul-
 disziplin aber kannte schon mildere Sitten, und so
 war der kreuzbrave Schulfuchs nur ein Gegenstand
 urwüchsigem Hasses für die Habitués der als Arrest-
 lokal dienenden Unterquarta, die er am freien Sonn-
 abend-Nachmittag dort einzuschließen hatte, damit sie
 fern von Madrid über die Folgen von Faulheit und
 Knabenstreichen nachdenken sollten. Dunkle Gerüchte
 wollten zwar zu meiner Quartanerzeit noch wissen,
 daß der Schulfuchs hin und wieder die Strafurteile
 grimmiger Ordinarien vollziehen, d. h. Taugenichtsen
 bis zur Quarta hinauf die Hosen stramm ziehen
 müsse. Aber das war nicht verbürgt. Jedenfalls ver-
 fügte das für die *minores gentes* in stereotype Me-
 dusenhaftigkeit gemeißelte Bullbeiserantlik des
 Schulfuchses über eine Reserve physiognomischer
 Freundlichkeit, denn den Schülern der beiden obersten
 Klassen, von denen bei Schulaufführungen oder dem
 Abiturientenexamen ein *Viatikum* zu erhoffen war,
 konnte es in breitem Verglehen der sonst würdevoll
 zusammengepreßten Mundwinkel verständnisinnig zu-
 schmunzeln.

Solch ein richtiger Schulfuchs ist mit seiner An-
 stalt noch mehr verwachsen, als die älteste Kom-
 pagniemutter von Feldwebel oder der allergeheimste
 Portier eines Ministeriums mit ihren „Resorts“ und
 spricht selbstständig von der Anstalt als solcher
 und von Direktor und Lehrerkollegium nur im plu-
 ralis majestaticus, wie jener alte Hausinspektor der
 Berliner Universität, der sich als großes Tier von
 Pensionär in sein Geburtsstädtchen zurückgezogen
 hatte und von dem mir als jungem Arzt seine alte
 Frau in wichtigstem Ernst erzählte: „Sehen Sie,
 Herr Doktor, mein Mann war doch der Inspektor
 von der Berliner Universität, der hatte so die ganzen
 Professoren unter sich!“ Ja, unser alter Schulfuchs,
 dem ich hier auch ein monumentum, wenn auch nicht
 aere perennius, doch der Anerkennung errichten muß,
 war auch solche Respektsperson, die in den Zwischen-
 stunden auf den Korridoren und auf dem schon mehr
 einem trojanischen Schlachtfeld gleichenden Schulhof
 durch sein bloßes stummes Erscheinen wie ein deus
 ex machina mehr Ruhe und Ordnung schaffte, als
 mancher „die Inspektion habende“ junge Lehrer. Da
 er auch Tinte und Kreide in Verwahrung hatte, so
 lag es mir als nominellem Ultimus der Klasse im
 ersten Vierteljahr meiner Gymnasialaufbahn ob, bei

ihm Bestellungen auf jene wichtigen Utensilien auszurichten, und ich entsinne mich nicht, daß ich als schüchternen Quartaner diese pflichtmäßigen Abstiege in den Gymnasialhades gern getan hätte.

Ich bin von Hause aus, durch frühzeitigen väterlichen und Hauslehrerunterricht, ein guter Lateiner gewesen, aber nur ein mäßiger Grieche, und es tut mir auch heute noch nicht leid, daß ich mehr für griechische Kunst- und Kulturgeschichte, als für Vegetationen mit *Ena* und *Ozi* schwärmte, lieber Schillers „Kranke des Jbykus“ auf mich wirken ließ, als die langweiligen Phrasen des Olytas. Bei der Aufnahmeprüfung wollte mich daher der Direktor als Zwölfjährigen gleich nach Obertertia setzen, bis mich die noch vorhandene Feindschaft gegen die Verba auf *u* in die Oberquarta zurückschleuderte. Hier war ich der einzige „Neue“, hatte den letzten Platz einzunehmen und die Wißbegierde und Glossen meiner Mitschüler über mich ergehen zu lassen, unter denen sich mein Banknachbar, ein kleiner bucheliger Judenknabe, zunächst am meisten hervortat, bald aber um meine Freundschaft warb, um die Extemporalien von mir abschreiben zu können. Nachdem man mir mit der diesem Alter eigenen Ungeniertheit die Generalien abgefragt hatte, kam der würdige, die Genossen um drei Jahre an Alter und Weisheit überragende Primus der Klasse, um von mir das übliche „Fuchsgeld“ von fünf Silbergroschen einzufassieren, das de nomine zur Instandhaltung gewisser Klassenbücher bestimmt war, de facto aber vom Primus und Sekundus in Ledereien angelegt wurde, was bereits zum Gewohnheitsrecht geworden war. Mit diesem Primus schloß ich bald Freundschaft, als die ersten lateinischen Extemporalien mich schon vierzig Mitschüler überspringen ließen und zu ihm auf die erste Bank brachten — zum großen Reide der Unterlegenen, von denen mir einer, ein wahrer Lustikus von Klassiker, sehr wichtig erklärte: „So etwas ist hier nicht Mode, und ein so krasser Fuchs wie Du darfst nicht solche Extemporalien schreiben!“ Die Oberquarta war gewissermaßen die Majorsede auf unserem Gymnasium, deren scharfer Wind manchen umbloß. Mancher blieb allerdings auch mit einer Ausdauer, die „einer besseren Sache würdig gewesen wäre“, wie unser Ordinarius sich ausdrückte, von Semester zu Semester kleben, hoffend und harrend, daß ihr am Ende doch noch ein gnädiger Wind in die Untertertia blasen möchte, damit er wenigstens als „Schüler der Mittelklassen eines Gymnasiums“ günstigere Lebensausichten gewönne. Die Prämie solcher Seßhaftigkeit gebührte damals meinem Mitschüler Paul Sch., der bereits zwei und ein halbes Jahr Stammgast in Oberquarta war. Da ihm vor allem die Regeln über

den Gebrauch des Ablativ, die in unserem lateinischen Pensum an letzter Stelle standen, unüberwindliche Schwierigkeiten bereiteten, so gab er uns wenigen Fuchsen, die wir über Genitiv- und Dativanwendung gute Arbeiten geschrieben hatten und ihn, der auch in diesen mit Ausdauer stets den letzten Platz eroberte, auslachten, zu verstehen, unser Uebermut würde auch schon noch gedämpft werden: „Kommt man erst bei'n Ablativ!“

Uebrigens waren unter den fünfundvierzig Schülern der Klasse nur außerordentlich wenige, die Befriedigendes leisteten. Von allen diesen brachten es schließlich nur sieben zum Abiturienten-Examen. Schon hier zeigte sich die ungesunde Ueberfüllung mit Elementen, die gar nicht auf das Gymnasium gehören, selbst in Volksschulen vielfach nur eine klägliche Rolle gespielt hätten und sich ihre ganze Lebensauffassung als späterer Krämer oder Handwerker nur durch Aufnahme unverdauten „höheren Bildungsstoffes“ ansäuerten.

Ich schildere nun in den Personen unserer Lehrer zugleich das Wesen unseres ganzen Unterrichts und Schullebens. Unser erster Ordinarius war der Gymnasiallehrer Günzel, ursprünglich Theologe, ein Mann im Anfang der Dreißiger und ein Pädagog bester Art. Er unterrichtete Deutsch, Latein, Religion und Rechnen und verstand es meisterlich, nicht nur Tadel, sondern auch Lob und Ermunterung rechten Ortes auszuteilen. Im Lateinischen traktierte er mit uns den Livius in der kleinen Ausgabe; als Grammatik hatten wir den Butsche, als Vocabularium Wiggert. Letzteres war von den meisten Mitschülern besonders geschätzt, und zu Anfang einer jeden Nachmittagsstunde, wo das ausgegebene Pensum Vokabeln abgehört und frühere Pensum repetiert wurden, änderte sich die Rangordnung zum Richtwiedererkennen. G. stand dann vor dem Ratheder, in der linken Hand das Vocabularium, die drei letzten Finger der Rechten in die Weste gesteckt und mit dem Zeigefinger die Positionsveränderungen in lakonischer Kürze dirigierend: „hinauf! hinunter!“ Wie ein Feldherr stand er da, und „wie Grummet mähte“ seine Taktik die Reihen der unverbesserlichen Feinde des lateinischen Lexikons nieder, von denen mancher noch obendrein durch „Tadels“-Boten im Klassenbuch zum sonnenabendlichen Kriegsgefangenen des Schulfuchses wurde. Wen aber sein ausgezeichnete Lateinunterricht glücklich um die Majorsede herumbrachte, an dem fand auch dann die Untertertia einen sattelsteften Lateiner vor.

In Quarta erhielt ich meinen ersten und einzigen Tadel, und die Wirkung dieser noch dazu ungered-

ten Maßregelung war auf mich geradezu niederschmetternd. Mir wurde ganz schwarz vor den Augen, als der Lehrer nach der berüchtigten Feder des Primus winkte, um meinen ehrlichen Namen in die schwarze Liste einzuzichnen. Zum Schaden kam aber die Senf-sauce des Spottes erst in der nächsten Zwischenstunde. Besonders diejenigen meiner edlen Mitschüler, die jeden Sonnabend Freiquartier in Unterquarta erhielten, höhnten schadenfroh: „Paß auf, 's nächste Mal wirst du wieder eingeschrieben, und dann mußt Du auch Sonnabend brummen!“ und: „nun wirst Du nicht verfehlt!“ johlte Marcus, mein abgebrühter Nachbar. Ich aber saß stumm auf meinem Platz und dachte im Hinblick auf den Vater, für den die pünktliche Versehung seiner beiden Söhne etwas ganz Selbstverständliches war, mit Grauen an die Möglichkeit des Eintreffens dieser Prophezeiungen. Indes erwießen sich auch hier die Propheten bald als falsche Seher, was mir mein neugewonnener Freund, der Primus, auch tröstend und auf den Lehrer scheltend gleich voraus sagte. Nur der mir wohlgenogene Ordinarium und der Direktor schüttelten mit einem überraschten Blick auf mein Armsündergesicht einen Moment das Haupt. Letzterer kam Sonnabend vormittags zur Inspektion in die Klasse und durchblätterte dann das Klassenbuch, worauf der Ordinarium das Arrestfazit zog: wer dreimal in der Woche gebücht war, versiel unerbittlich dem Schulfuchs. Jeder arme Sünder erhielt dann den Arrestzettel mit Angabe der Gründe an die lieben Eltern oder Pensionsgeber, deren trauernde Unterschrift am Montag vorzuzeigen wäre. An diesen Sonnabenden wies der Mittagstisch in meiner Pension stets drei klaffende Lücken auf, da unsere Pensionsmutter es längst sich zur Regel gemacht hatte, für zwei Unterquartaner und einen Sextaner ohne weiteres die Speisen im Voraus warm zu stellen.

Französischer Lehrer für das ganze Gymnasium, und somit auch für unsere Oberquarta schon, war der Oberlehrer Schubert, wissenschaftlich bei weitem der erste im ganzen Lehrerkollegium. Er unterrichtete außerdem Englisch, das fakultativ war, und Hebräisch in Prima, hatte aber auch die facultas docendi in den alten Sprachen für die oberen Klassen. Wenn er mitunter den Direktor in einer Stunde in Prima vertreten mußte, für die Horaz anstand, so interpretierte er nicht nur aus dem Stegreif, sondern er verblüffte geradezu dadurch, daß er sämtliche Oden auswendig mußte und beim Unterrichts gar keines Buches bedurfte. Schubert, der ein alter Universitätsfreund meines Vaters war und mit ihm auch jetzt noch in regem freundschaftlichem Verkehr stand, besaß aber auch eine umfassende all-

gemeine Bildung, dazu einen durchdringenden Verstand. Er übersah, wie gesagt, alle Kollegen um Haupteslänge; ihm hätte ein Lehrstuhl an der Universität gebührt, denn im Gymnasium spielte er eine gut beschreibende Rolle, in der sein reiches Wissen zu keiner angemessenen Verwendung kam, weil er nichts weniger als Pädagog war. Es hat sicherlich an unserm Gymnasium niemals einen gewissenhafteren Lehrer gegeben, nie einen, der in so unerschütterlicher Treue gearbeitet und seine Pflicht so hoch aufgefaßt hätte, aber gelernt haben nur wenige bei ihm. Als Mensch genoß der Kleine, in unscheinbarer Gestalt, mit stets ganz kurz geschorenem grauem Haupt- und Barthaar daherschreitende Mann mit dem Gesicht des Philosophen allerseits die höchste Achtung und Ehrerbietung. Mit den gleich zu erwähnenden beiden Männern, dem Direktor und Prorektor, bildete er eine Trias, deren hohe wissenschaftliche Potenz unserm Gymnasium zum größten Ruhm gereichte und es, wie ich schon andeutete, in kaum fünf Jahren seines Bestehens in eine Reihe mit den bedeutendsten Bildungsstätten des Vaterlandes, der Schulpforta, dem Joachimstaler-Gymnasium und dem Grauen Kloster in Berlin, der Latina in Halle stellte. Schubert war auch ein ausgezeichnete Pianist und spielte die Werke der Klassiker mit Meisterschaft im Vortrag. Seine Pünktlichkeit und seine nach der Uhr geregelte Lebensweise waren fast sprichwörtlich geworden. Bei jedem Wetter unternahm er täglich seinen gewohnten Spaziergang; er war ein leidenschaftlicher Fußgänger und mußte trotz seiner Jahre seine Ferien stets zu weiten Fußtouren aus, in denen es ihm so leicht kein Jüngerer gleichtat. Dabei war er von einer diogenesartigen Genügsamkeit, immer heiter und ein allbeliebter Führer unserer Gymnasial-Turnfahrten. Nur eine Passion besaß er: er war ein leidenschaftlicher Raucher. Ohne seine Zigarre hat ihn außerhalb der Schulstunden wohl nie eines Menschen Auge erblickt; selbst in den Zwischenstunden quälte er lieber seinen Zigarrenstummel auf der Straße vor dem Gymnasium ab, als daß er auf den Korridoren der unteren und mittleren Klassen die Inspektion übernahm. Im gesellschaftlichen Leben der Stadt trat er wenig hervor, doch war er die Seele der Loge und in deren Sitzungen durch seine herabigen Vorträge berühmt. Kurz, trotz seiner mächtigen Erfolge im Unterricht, trotz seiner Spitznamen „Schabbes“ und „Miff“, die der jugendliche Uebermut ohne böse Absicht dem unscheinbaren grauem Männlein beigelegt hatte, bin ich doch überzeugt, daß jeder Schüler sich mit Ehrfurcht der würdigen Gestalt erinnert, die durch das Beispiel eines makellosen Lebens und die Tiefe ihrer Bildung

eines entschieden erziehlichen Einflusses auf die Dauer nicht verfehlen konnte.

Die Reihe unserer Lehrer in Oberquarta schloß der alte Konrektor Peters, genannt „Maulert“, wahrscheinlich weil er bei seinen Züchtigungen, die in scharfem Ohrziepen bestanden, Mundwinkel und Nase schief zu ziehen pflegte: „Ha, Du Knaas, Du paßt nicht auf!“ Aus dieser Nase hätte man bequem zwei Normalnasen formen können; denn es war eine Adlernase von wahrhaft imponierender Kurve, an ihrer Wurzel vor mehr als einem halben Jahrhundert durch einen Mensurhieb halb abgesehelt, wovon man noch deutlich die Narbe sah. Maulert war ein riesengroßer, eisgrauer Mann; trotz seiner Hünen Gestalt hatten aber die Jungen wenig Respekt vor ihm. In den Geschichts- und Geographiestunden, die er erteilte, herrschte meist ein Höllenspektakel, bis er den größten Störenfried herausgefunden hatte und mit vornübergeneigtem Kopf, schnaufend und die Augen weit aufreißend, zur Exekution herangeschritten kam. Diese bestand darin, daß er hart an die Wand trat, wo der Sünder saß, und ihn nun scharf exkommunizierte, und da hierbei gewöhnlich nichts herauskam, zum Ohrziepen überging, worauf für einige Minuten Ruhe eintrat. Mein Nachbar Markus war eins der häufigsten Opfer dieser Klassenjustiz; zu ihm knüpfte daher auch der Klassenvers an:

Markus, Markus, sag mir mal,
Wobon eben die Rede war?
Ha, Du Knaas, Du gibst nicht acht!
Primus, hol' mir mal den Schacht!
In die Quarta sperr' ich Dich,
Heut' um zwölf erwart'st Du mich!
Wenn Du dann nicht alles kannst,
Kommt der Stod Dir auf den Wanst!

Maulert war noch eine alte Säule des früheren Schultyrannentums, aber ganz und gar nicht eines bössertigen. In seiner ehrenfesten Treue, seiner weterharten Außenseite, hinter der sich doch herzliche Gutmütigkeit barg, in seinen Schrullen und seinen viel zu ernst geführten Kämpfen gegen das einmal unvermeidliche Rangentum seiner halbwüchsigen Schüler erinnerte er vielfach an Fritz Reuters kruzbraven Konrektor aus „Dörschläuchting“. Einer der ältesten Familien unserer Stadt entstammend und mit deren Interessen verwachsen, gehörte er eigentlich als charakteristische Figur in das Lehrerkollegium einer Anstalt, die bis vor kaum zwanzig Jahren noch eine ganz lokale Mittelschule gewesen war und sich aus manchen veralteten Institutionen erst hatte emporarbeiten müssen. Er war auch eines der alten Stadtoriginale, aber eines, das aus dem achtzehnten

Jahrhundert noch mit respektgebietender Urwürdigkeit in eine neue Zeit hereinragte und an das sicherlich jeder, der es noch kannte, mit freundlichen Gefühlen zurückerdenkt.

Seit ihrer Erhebung zum Gymnasium waren die Direktoren unserer Anstalt fast ausnahmslos als Räte in die höhere Unterrichtsverwaltung des Staats berufen worden, sicherlich ein Maßstab für die schon geschilderte wissenschaftliche Bedeutung unserer Schule. Auch unser damaliger Direktor Hädermann sollte bald keine Ausnahme mehr von dieser nachgerade zur Regel gewordenen Ehrung machen. Er war als Mensch wie als Schulmann eine überaus milde, maßvolle Persönlichkeit von gründlicher Gelehrsamkeit. Ein hochgewachsener, hagerer Mann mit dunkelblondem Haupthaar und hellerem Badenbart, dominierte er nicht nur durch eine vornehme Bescheidenheit sein Kollegium, sondern erwarb sich auch die unbegrenzte Verehrung seiner Schüler. An ihn wagte sich kein Spitzname heran, er war nur „der Alte“ in des Wortes bester Bedeutung. Seinen Primanern besonders war er ein persönlicher, väterlicher Freund, der sich mit gewinnender Liebenswürdigkeit auch um das private Ergehen der einzelnen kümmerte, sie vielfach an seinen Spaziergängen teilnehmen ließ oder auf ihren Zimmern besuchte, um sogar eine Partie Schach mit ihnen zu spielen. Der veredelnde Einfluß seines ganzen Wesens begründete unter Hädermanns Direktion jenen wahrhaft guten Ton, wie er unter den Schülern der oberen Klassen schon fast traditionell herrschte und die Gesittung auch der jüngeren Zöglinge fördern mußte. Der Grundzug im Hädermanns Charakter war eine ergreifende Melancholie; er hatte viele Krankheitsorgen in seiner Familie. Auch dies trug dazu bei, die Sympathien der Schüler für ihn zu vermehren.

Die Abberufung des Direktors war durch eine Generalvisitation unseres Gymnasiums seitens des Geheimen Rats Ludwig Wiese aus Berlin eingeleitet worden, dieses hochverdienten ersten Beraters der Unterrichtsverwaltung auf dem Gebiet des höheren Schulwesens. Er war während der sechs Jahre meiner Gymnasialzeit mehrmals zur Inspektion gekommen, und es erinnert sich mit mir wohl noch so mancher dieser feinen, charakteristischen Pädagogengestalt und der festlichen Stimmung, mit der ihn das ganze Gymnasium begrüßte. Wer je später Wieses Unterrichtsbriefe über englisches Schulleben und seine geistvollen Vergleiche mit dem deutschen Erziehungswesen gelesen hat, wird mit Recht eine Genugtuung darüber empfinden, daß unserm Gymnasium vor vielen anderen jene Aufmerksamkeit des

in philosophischer Stille eine unübertroffene Erziehungsarbeit leistenden großen Schulmannes zugewendet war, die sich generationenlang in der ehrenden Beförderung unserer Direktoren und Lehrer äußerte.)*

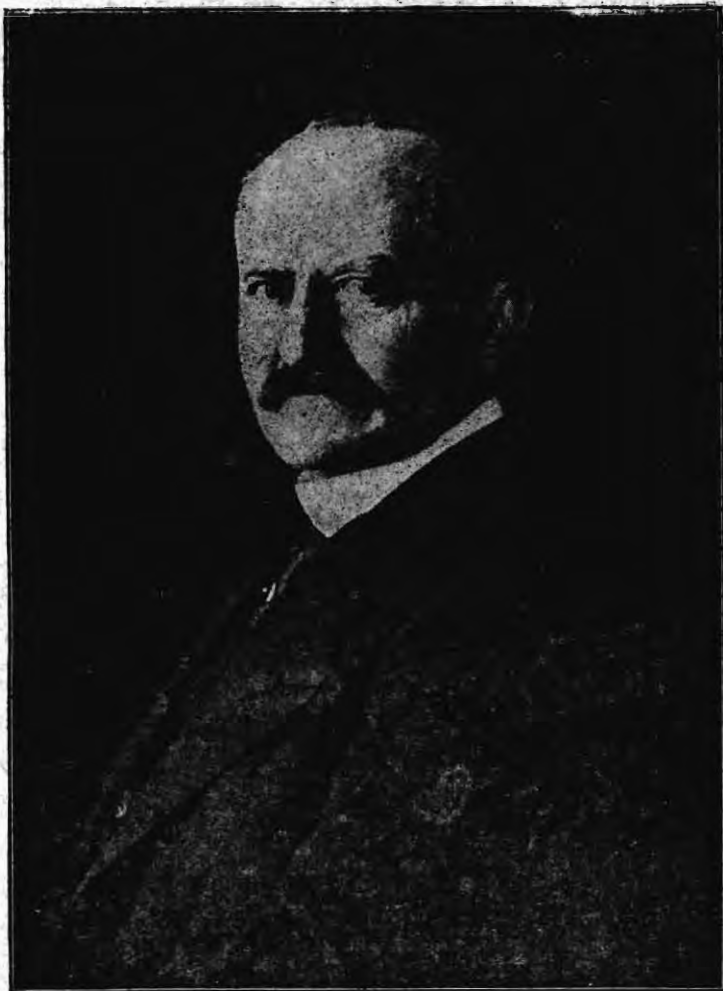
Prorektor unseres Gymnasiums war Professor Dr. Spörer, der in den vier oberen Klassen Mathematik und Physik unterrichtete. Auch er war eine durchaus originelle Persönlichkeit, der Mathematiker, wie er im Buche steht, aber ein wissenschaftlicher, kein Federfuchser. Seine Stellung an unserer Schule war ihm im Innersten offenbar eine Lust. Er fühlte sich mit Recht zu etwas Höherem berufen; denn er hatte längst als Astronom einen geachteten Namen, und die Folge lehrte auch, daß seine Schultätigkeit nur ein Uebergangsstadium bedeutete. Nichtsdestoweniger füllte er sie mit mathematischer Treue aus. Er war das verkörperte Pflichtbewußtsein, seine Anforderungen streng, oft drakonisch. Er war zu wenig Pädagog, um die Gesamtheit der Schüler einer Klasse fördern zu können. Mit den wenigen Befähigsten eilte er voraus, und um den zurückbleibenden Durchschnittshaufen kümmerte er sich kaum. Freilich fand er in der ganzen einseitigen Richtung der Zeit auf dem Unterrichtsgebiet ausreichende Entschuldigung. Für die Festigung der unerläßlichen Grundlage zu späteren naturwissenschaftlichen Studien wurde daher auch auf unserm Gymnasium so gut wie nichts geleistet, und mit mir haben dies ganz gewiß später alle diejenigen beklagt, die als Mediziner, Chemiker usw. erst auf der Universität unter tausend Mühen sich selbständig und unter großem Zeitverlust jene gründliche mathematisch-physikalische Elementarbildung anzuseignen gezwungen waren, die von Rechts wegen jedem Bauernjungen, wenn er die Dorfschule verläßt, in Fleisch

und Blut übergegangen sein sollte. Unser physikalischer Unterricht war eigentlich eine reine Farce, und die zwei Stunden, die für ihn wöchentlich vorgesehen waren, dienten nur zum Amusement an Spielereien mit der Elektrifiziermaschine. Die neuere Zeit hat ja in dieser Hinsicht Wandel geschaffen und den Ballast des *lwa-* und *Strutums* zugunsten der naturwissenschaftlichen Fächer über Bord geworfen, und das ist ein wahres Glück, so wenig ich sonst dem humanistischen Grundcharakter unserer Gymnasien zu nahe treten möchte. Wir mußten uns noch in den oberen Klassen mit nur drei wöchentlichen Mathematikstunden begnügen, für die das Pensum offenbar viel zu groß war. Einen Ueberblick über die wirklichen Leistungen konnte daher auch unser scharfsinniger Professor nicht gewinnen, zumal mit Virtuosität abgeschrieben wurde. Den einzigen Maßstab für die Kenntnisse der Einzelnen gaben nur die Prüfungen an der Wandtafel ab, die allerdings äußerst gefürchtet waren und manchem, der sich auf Verfertigung gespitzt und sich in Mathematik „durchzuschummeln“ gehofft hatte, noch zu guter Letzt den Hals brachen.

Während der Unterrichtsstunden war Professor Spörer von einer unbeschreiblichen Nüchternheit. Nur wenn ein notorischer Unglücksrabe an der Wandtafel auf Kohlen stand, schmunzelte er, trommelte mit den Fingern auf dem Ratheder, und sein Mund zog sich, je länger die unheimlichen Stöckungen dauerten, um so breiter, bis er sich endlich zu einem halbblauen Pfeifen spitzte — das war das Signal, daß der Unglückliche geliefert war, d. h. in das Klassenbuch mit einem „Tadel“ eingeschrieben wurde oder in des Professors Notizbuch eine ungenügende Verfertigungsnote erhielt.

So möglich nun auch im ganzen Spörers pädagogische Erfolge in den mathematischen Stunden waren, so bedeutend gestaltete sich der Einfluß seiner Persönlichkeit auf die Disziplin im Schulleben. Der kleine Mann mit dem scharfgeschnittenen Gesicht, auf dem die unsagbarste Nüchternheit gleichzeitig mit überlegenem Humor in höchst charakteristischer Weise zum Ausdruck kam, mit den klugen, geradeaus blickenden Augen hinter den großen scharfen Brillengläsern, mußte auf jedermann sofort Eindruck machen. Im hohen Zylinderhut, im Winter in einem langen, sackartigen und über der Brust doppelt übergreifenden Paletot, in dessen weite Ärmel er die Hände über einander steckte, die Rechte nur hervorziehend, um den Gruß der Gymnasiasten mit dem bis in die Nähe der Hutkränze erhobenen Zeigefinger zu erwidern — so schritt er, stets im Giltempo, schnurgerade durch die Straßen, den Blick weder nach rechts, noch nach links gewandt. Man sah und fühlte

*) Anmerkung. Es ist mir sehr wohl bekannt, daß die neueste, modernisierende Kritik den alten Wieser nicht mehr gelten lassen will, weil er ein „Feind des deutschen Unterrichts“ zu übertriebenen Gunsten der alten Sprachen gewesen sei. Ich nehme aber, auch nachdem er jüngst von einem über das Ziel stark hinauschießenden Kritiker als „der unselige Wieser“ hingestellt wurde, kein Wort von obiger Charakterisierung zurück. Denn ganz abgesehen davon, daß zu Wiesers Zeiten das humanistische Gymnasium noch eine unangegriffene Feste unserer Bildung war und jedermann ein Kind seiner Zeit ist, so hat Wiesers Tätigkeit und sein vornehmes Beispiel auf alle Fälle den dankenswertesten Anteil an der Charakterbildung der Schüler humanistischer Gymnasien gehabt, und unsere Modernen sollten daneben nicht vergessen, daß die von ihnen ja mit Recht geforderte und durchgeführte Betonung einer angemesseneren körperlichen Entwicklung und Förderung der Jugend nicht zum wenigsten gerade durch Wieser und seine vergleichenden Studien englischen und deutschen Erziehungslebens erst angeregt wurden. Im Volks- und pädagogischen Leben gibt es keine Sprünge, und man kann in der angedeuteten Richtung ganz modern sein, ohne deshalb pietätlos werden zu müssen! D. Verf.



Dr. Georg Michaelis, Oberpräsident der Provinz Pommern.

z, daß der Mann hier in der kleinen Stadt nicht an einem Platze war. Er selbst fand sich auch erst wieder am Schreibtisch über seinen astronomischen Rechnungen, vor allem aber auf seiner Sternwarte. Hier, wo die Sekundaner und Primaner ihn hin und wieder besuchen durften, war der kleine Professor wie umgewandelt. Hier war er in seinem Element, der Gelehrte, der keinen Schulmeisterzwang mehr kannte und sich in seinem hohen Turmstübchen, das eine Ausstattung guter astronomischer Instrumente beherbergte, über das profanum vulgus unten in Krähwinkel äußerlich und innerlich erhaben fühlte. Hier zeichnete ihn eine bestechende Liebesswürdigkeit,

auch uns armseligen mathematischen Stümpfern gegenüber, aus. Er beschäftigte sich als Astronom vorzugsweise mit Beobachtungen der Sonne, veröffentlichte größere Arbeiten über die Protuberanzen, auch einmal einen kleinen Artikel hierüber im österreichischen Schulprogramm, und stand in regem wissenschaftlichen Verkehr mit den Astronomen großer Sternwarten, besonders auch mit dem Vater Secchi in Rom. Allgemeine Genugtuung über die ihrem gelehrten Mitbürger widerfahrende Ehre erregte in der Stadt seine Berufung zur Beteiligung an der wissenschaftlichen Expedition nach Indien zur Beobachtung des Venusdurchgangs 1868, der Vorläufer

feiner später erfolgenden Ernennung zum zweiten Direktor der Potsdamer Sonnenwarte. Bei seiner, nach vielmonatlicher Abwesenheit erfolgenden Rückkehr wurde er vom Gymnasialgesangverein durch ein Festszugsständchen begrüßt, hielt auch später seinen Vortrag über seine Reiseerlebnisse, der indessen einigermassen enttäuschte und wieder den ganzen Professor Spörer zeigte, dem neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten alles Reisebeiwert für sehr nebensächlich galt.

Es wird wohl ziemlich allgemein in deutschen Landen zutreffen, daß die Untertertia oder die ihr gleichstehenden anders benannten Schulstufen die Flegekklassen sind; es dürfte aber wenige Gymnasien gegeben haben, die für diese Spezies Homo sapiens in seiner fürchterlichsten Gestalt einen so geeigneten Wändiger zur Verfügung hatten, wie das unserige. Der Gymnasiallehrer Schneemelcher war der geborene Tyrann seiner Untertertianer, aber einer, mit dem sich auskommen ließ. Schon daß er, mit Ausnahme von zwei Stunden alter Geschichte in Sekunda, nur in seiner Klasse unterrichtete, gab ihm ein Uebergewicht. Er besaß ein gewisses Phlegma gehoben durch einen schlagfertigen Witz, der allerdings den Tertianern mehr als beißender Humor verabfolgt wurde. Neben seiner imponierenden Gestalt verliehen ihm außerdem seine vornehme Haltung und die Würde seiner gesellschaftlichen Stellung, für die auch eine Rüpelklasse genügend seine Witterung besitzt, die nötige Autorität. Er war ein geborener Duedlinburger, besaß die Urbanität dieses liebenswürdigen sächsischen Menschen Schlages und galt in seinem Bekanntentkreis für einen der angenehmsten Gesellschafter. Als Lehrer leistete er entschieden Tüchtiges, denn auf seine Untertertia war er seit unendlichen Jahren eingeführt, und wer hier nicht Cäsars Bellum gallicum und Ovids Metamorphosen fließend übersehen lernte, hier nicht in die mit endloser Geduld eingepaukten Geheimnisse der Verba auf *u* eindrang, an dem war Hopsen und Malz verdorben, und auf dieser Untertertianerbasis entschied sich jedenfalls seine Anwartschaft auf das Abiturientenexamen oder auf ein selbstquälerisches Drücken der Schulbänke für einige weitere Jahre ohne vernünftigen Lebenszweck. Zu meiner Zeit gab es eine böse Sorte von Kostgängern in dieser Arena von sechszunddreißig in Freiheit zu dressierenden jungen Wilden. Tonangebend waren nämlich die das Durchschnittsalter des normalen Untertertianers gleich um drei, ja vier Jahre überbietenden beiden Söhne eines sehr angesehenen höheren Beamten im Bunde mit drei Pensionären aus einer der größten Pensionen. Dieses bemooftete Kleeblatt war nolens volens von

einem märkischen Gymnasium auf das unserige abgehoben worden, das sich sonst gegen die Rolle der Verbrecherkolonien mit Hand und Fuß zu wehren wußte. Die sechzehnjährigen Burschen, die uns Zwölfjährige körperlich um Haupteslänge überragten und geistig um eine halbe Leibeslänge hinter uns zurückblieben, spielten bereits die jungen Herren, hatten nur Umgang mit den in einer Freiwilligenpresse Sisyphusarbeit verrichtenden „Preßköppen“, waren Stammgäste der obskursten Kneipen, hatten ihre regelmäßigen Karten- und Billardkränzchen, wanderten für ihre Faulheit oder ihre schlechten Streiche regelmäßig Sonnabends gleich für mehrere Stunden in Arrest und schmissen dafür den Lehrern ein paar Mal im Jahre die Fenster ein. Natürlich standen sie auch bei uns mehrmals kurz davor, „geschafft“ zu werden, und nur die Rücksichtnahme auf den Vater der erstgenannten Dioskuren mochte ausschlaggebend sein, daß zuvörderst seine lieben Jungen und dann folgerichtig auch deren Kumpane immer wieder mit einem blauen Auge davontamen, so daß drei von ihnen sich schließlich doch zu mehrjährigem Aufenthalt in Obertertia festpflanzen konnten, und die beiden anderen sich sogar noch nach Untersekunda „durchlogen“, bis einer von ihnen dann doch weggejagt, dem anderen das erlösende „Einjährige“ in Gnaden gewährt wurde. Es war damals auch auf unserem Gymnasium noch, wie auf allen anderen, ein Krebsgeschaden, daß wenigstens die Hälfte aller Schüler sich lediglich den Berechtigungsschein zum einjährigen Militärdienst ersitzen wollten, und sehr zum Nachteil der fleißigen Schüler mit durchgeschleppt wurden. Mancher, der sich so bis Obersekunda durchschwindelte, blieb auch dann noch kleben, und selbst in Prima hatten wir mitunter noch Schwachmatici, die gar nicht dahin gehörten, niemals das Maturitätszeugnis erreichen konnten und mit ihrer Halbbildung in untergeordneten Lebensstellungen hinterher nur den Chor der Unzufriedenen vermehren halfen.

Daß unter solchen Umständen die Freudeigkeit der Lehrer leiden muß, ist eigentlich natürlich; auf unserer Schule aber konnte man es nur bewundern, mit welcher humorvollen Gelassenheit sich die Herren in ihr Joch schickten. Bei keinem ist dies mehr zugebroffen, als bei unserem Ordinarius der Obertertia, Oberlehrer Hanow. Er verlorperte ein solches Stück Geschichte unseres Gymnasiums, daß ich ihm eine längere Erinnerung widmen muß, schon deshalb, weil diese Periode meines Schullebens in die geschichtlich bedeutsame Zeit vor und zu Beginn des französischen Krieges fiel.

Hanow, der damals in der Mitte der Dreißiger

stand, entstammte einer rühmlich bekannten Pädagogenfamilie und war ein Mann, der mit Begeisterung in seinem Beruf lebte, in seiner Person und seinem Auftreten von hohem sittlichen Bewußtsein, im privaten Verkehr eine der liebenswertesten und humorvollsten Erscheinungen, denen ich je begegnet bin. Seine fachliche Bildung war gediegen, sein Interesse für Gegenstände und Fragen allgemeiner Natur warm und ungekünstelt. Solidität in allem und jedem kennzeichnete ihn. Er war ein großer, zum Embonpoint neigender Mann von sicheren Bewegungen, ernst ohne Pedanterie und von hinreißendem Humor an rechtem Ort und zu rechter Zeit. Sein Verhältnis zu seinen Massenschülern war aufrichtig freundschaftlich; er kannte jedes einzelnen Lage, Neigungen und Bedürfnisse und trug dem als Erzieher im Unterricht, wie im persönlichen Umgang Rechnung. Besonders auf den sommerlichen Klassenpaziergängen und Turnfahrten war er von ermunternder Geselligkeit. Niemals hat in dieses so schlichten und gerade darum so echt vornehmen Mannes Lehrstunden oder sonst, wo er zugegen war, die Rohheit sich hervorgewagt, obgleich manches „Rauhbein“ unter seinem Regiment stand.

In den lateinischen Stunden wurden Cäsar und Ovid gelesen, und dabei im *Bellum gallicum* nicht etwa nur der Text trocken herunter geleiert, sondern die Schlachten durch instruktive Pläne an der Wandtafel versinnbildlicht, ja sogar die sonst so ermüdende Schilderung des römischen Lagers und des Rheinbrückenbaues durch gute Zeichnungen interessant gemacht. Dies war ein Unterricht in der klassischen Sprache und der Erklärung der alten Schriftsteller, wie er sein soll, lebendig und Teilnahme erweckend, weil der Lehrer den Leser die Erlebnisse des Schriftstellers miterleben ließ. Sodann zeichnete sich Hanows Methode auch dadurch aus, daß er vom Uebersetzer nicht verlangte, er solle sich slavisch an den Text halten; vielmehr legte er Gewicht auf eine Uebersetzung in ein gutes Deutsch, und namentlich seine phraseologische Uebungen waren musterhaft, wie denn in der Folge unsere Extemporabilien freie Uebersetzungen aus gutem Deutsch in gutes Latein waren. Dabei ging es freilich häufig nicht ohne humoristische Leistungen ab. Man kannte damals noch nicht den grundsätzlichen Kampf gegen die Fremdwörter in unserer deutschen Sprache, und so geschah es unserem kerndeutschen Oberlehrer, daß er auch mitunter noch ein Fremdwort gebrauchte, das vermeidbar gewesen wäre. Die Quittung und ungewollte Kritik darauf gab ihm aber alsbald der jugendliche Sohn unseres französischen Lehrers, indem er nach langem Kopfschütteln den Satz: „Cä-

sar führte einen guten Coup aus“, mit tertianermäßiger Naivität übersetzte: „Caesar bonum bovem cepit!“ Das Heiterste an diesem vom Ordinarius mit seiner charakteristischen Fröhlichkeit und seiner Freude an einem guten Witz zergliederten Zwischenfall soll aber das überraschte Gesicht des Herrn Papas gewesen sein. Denn als die klassische Uebersetzung natürlich gleich in der folgenden Pause die Runde im Konferenzzimmer des Lehrerkollegiums machte, soll er schier wehmütig das Philosophenhaupt geschüttelt haben ob der grausamen Wahrheit, daß sein — des französischen Lehrers — eigener filius aus dem französischen coup eine deutsche Kuh und einen lateinischen boß hatte zurecht-dreheln können. Seit der Zeit aber begann auch unser praktischer Ordinarius den Kampf gegen das Fremdwörtertum!

Von dem weitaus besten Einfluß war aber gar erst Hanows Unterricht in der Geschichte und Geographie. Das Pensum in Geschichte reichte für Obertertia von der Reformation bis zum Ausgang der Freiheitskriege. In gewaltiger Rede führte er uns hier die Geschichts- und Sittenbilder der großen weltgeschichtlichen Epochen vor. Mit seinem Luther erlebten wir Schritt für Schritt des Reformators Kämpfe und Siege; mit seinem alten Fritz führte er uns auf die Schlachtfelder, die er zum größten Teil selbst bereist hatte, sodaß seine Pläne, die er uns von Runersdorf und Kolin, Leuthen und Rossbach an der Tafel entwarf, den Stempel der Naturwahrheit trugen. Und erst die reiche Darstellung der Befreiungskämpfe! Die Bilder, die er von der Zeit der napoleonischen Unterdrückung entwarf, die glühende Begeisterung, mit der er das endliche Erwachen des Volksgeistes schilderte, waren für uns von der tiefsten Wirkung. Mit leuchtenden Augen stand er dabei, zur Seite des Katheders, und an seinen Lippen, von denen in großer Beredsamkeit seine Empfindungen und Ueberzeugungen floss, hing der Blick eines jeden. Ein echt deutsch-nationaler Geschichtsunterricht war es, den wir als Obertertianer zu einer Zeit genossen, wo niemand noch daran dachte, daß der alte Traum von der deutschen Einigkeit so schnell in Erfüllung gehen sollte, und, wahrlich, heute, wo ein Menschenalter seit Begründung des Reichs verfloßen ist, wünsche ich der lernenden Jugend keine anderen Lehrer als solche vom Schlage unseres unvergeßlichen Hanow, der für die Wiedergeburt eines starken deutschen Nationalgefühls an seinem Teil redlich und segensreich mitgewirkt hat.

Von hohem Wert war auch sein Unterricht in der Geographie. Der Lehrplan schrieb die spezielle Erdkunde Deutschlands vor. So war es, da Hanow geographischen und geschichtlichen Unterricht

gab, naturgemäß, daß beide Disziplinen in enge Beziehungen zu einander gebracht wurden. Seine gründliche Kenntnis der Topographie des Vaterlandes, die er praktisch auf seinen großen Reisen gesammelt hatte, kam dazu, um die geographischen Stunden überaus interessant zu machen. Wie Hanow die alten deutschen Reichsstädte und die Emporen deutschen Handels in ihren baulichen Denkmälern und ihrer Bedeutung für deutsche Kultur schilderte, so führte er anderseits die Gebirge mit Rücksicht auf ihre geologischen Verhältnisse vor und betonte ihre Wichtigkeit als politische und sprachliche Grenzen. Kurz, von solchen Gesichtspunkten ausgehend ward auch der Unterricht in der Geographie zu einem nationalen Erziehungsmittel.

Das Klassenleben in Obertertia brachte für uns manches Neue. Vor allem die Anrede „Sie“, auf die man in den ersten Wochen nicht wenig stolz war, und die bei den vielen dreizehnjährigen Bübchen ganz gut hätte entfallen können, wenn dies mit dem „gleichen Recht für alle“ vereinbar gewesen wäre. Denn neben uns Jüngeren hatte, zum Teil seit 2 Semestern, eine alte Garde auf den Bänken der Obertertia Posten gefaßt, deren ehrwürdige bemooste Häupter allerdings eine Rangserhöhung in der Anrede rechtfertigten. Konnte doch im folgenden Kriegsjahr einer aus dieser wetterharten Reihe direkt von der Schulbank weg als Avantagieur in die Armee eintreten und den Feldzug mitmachen! Den ersten Ton aber gab in dieser Kohorte und bald für die ganze Klasse der Sohn unseres Turnlehrers an. Er führte den sonderbaren Beinamen Colür und gehörte unbedingt zu den Originalen nicht nur des Gymnasiums, sondern der ganzen Stadt. In allen seines Geschlechts lag etwas Strenges, Urwüchsiges, das bei seinen älteren Brüdern die Grundlage für eiserne Charakterstärke wurde, in diesem jüngeren, im Mauerungsprozeß zwischen Flegeljahren und größerem Lebensernst stehenden aber in eine gewisse Roheit ausartete. Colür galt eigentlich als „Rauhbein“, und es ist wahr, er hat vieles ausgefreffen, er war seiner herkulischen Gestalt wegen beim Raufen gefürchtet, es wurde ihm aber auch manches ausserhalb geschritten, das er nicht verdient hatte, und so mußte sich bei ihm die trockne Haltung herausbilden, die sich schließlich nichts mehr gefallen ließ. Solche Knaben und Jünglinge werden zwar keine Schulmusterknaben oder duckmäuserige Zierbengel, aber sie stehen später im Lebenskampf aus sich selbst heraus ihren Mann. Es wohnten auch bei Colür „zwei Seelen in einer Brust“, und es war zu beklagen, daß auf ihn nicht mit ausdauerndem Ver-

ständnis eingewirkt wurde, um die Fähigkeiten dieses hochbegabten Menschen frühzeitig in fruchtbare Bahnen zu lenken. Denn unter dieser rauhen Außenseite war ein tiefes Gemüt verborgen; Colür besaß ein starkes Ehrgefühl; er hat manchen dummen, aber nie einen schlechten Streich begangen; in der Stärke und Aufrichtigkeit seiner Freundschaft aber war er geradezu ein Muster der Selbstverleugnung. Unser Ordinarius Hanow allein hat ihn von allen Lehrern richtig aufgefaßt und es verstanden, ihn zu fesseln und zu lenken. Niemand hat begeisterter Hanows Geschichtsvorträgen gelauscht, als Colür, niemand das Gehörte besser wiederzugeben gewußt. Als ich in der Rangordnung bald an seine Seite rückte, war ich sogar Zeuge heimlicher Tränen der Ergriffenheit, die dem harten Colür bei Hanows Darstellung der Befreiungskämpfe in den schon recht artig sprossenden Männerbart rollten. Und ich werde später — darum verweile ich eingehender bei diesem Typus des angejahrten Tertianers — der Sommerabende zur Zeit des französischen Krieges gedenken, an denen er uns wie ein Thyraeus anführte, wenn wir die Siege der Armeen durch Gesang und Ausflüge feiern halfen. Er selbst war, obwohl sonst körperlich befähigt, seiner sehr kurz-sichtigen Augen wegen bei der Meldung zum Eintritt in das Heer zurückgewiesen worden.

Colür war ein Naturbursch von urwüchsigem Humor. Er gehörte um diese Zeit zu dem engeren Kreis, dem ich mich angeschlossen und der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, nach gemeinsamen Arbeitsstunden durch allerlei körperliche Übungen im Freien auch den Leib zu stärken. Im Sommer versammelten wir uns hierzu in seinem großen Garten, unternahmen Ruderpartien auf dem sich anmutig durch Wiesengelände dahinschlängelnden Fluß, wojahrere Boote zum mäßigen Stundenpreis von einem Silbergroichen gemietet wurden, oder wir gingen, auch außerhalb der schulplanmäßigen Turnstunden, auf den Turnplatz, um an Red und Barren oder mit dem großen Ball unsere Kräfte zu erproben. Die Stadt hatte für ihre Schulen einen wunderschönen Turnplatz hergegeben, nämlich einen von hohen, terrassenförmigen, mit frischem Rasen bepflanzten Wänden umgebenen Talkessel von bedeutender Ausdehnung. An den freien Winternachmittagen zogen wir dagegen weit hinaus auf die zum Hohen Stein führende Chaussee, um Schneebalkämpfe auszufechten, bei denen vom Wochenmarkt heimkehrende Bauern häufig mit ins Schlachtgedränge gerieten.

In der Klasse führte, wie gesagt, hauptsächlich Colür das Wort. Die ehemals übliche, in Oberquarta und Untertertia aber zu meiner Zeit nicht in Szene

gesetzte böbliche Sitte der Fuchsteilerei wurde von ihm in Obertertia wieder zu Ehren gebracht. Die Füchse wurden in der Zehnminutenpause entweder auf das Katheder geschleppt, von mehreren „Alten“ über den Stuhl gelegt und nun von Colür mit dem Klafferbuch bearbeitet, oder Colür vollzog die Exekution vermöge seiner Körperkräfte an den sich widerspenstig in der letzten Bank an die Wand Stemmenden persönlich, indem er sie auf ihren Plätzen über die Bank legte. Für den Lehrer, der ihn hierbei mehrmals abfaßte, wenn Colür in seinem Eifer das Ende der Pause überfaß, hatte er — er stotterte etwas — die Ausrede: „Herr D—o—oberlehrer, die Füchse haben mir meinen $\xi\epsilon\text{---}\xi\epsilon\text{---}\xi\epsilon\text{νοφ}\omega\nu$ genommen!“ oder er „suchte sein Gesangbuch“. — „W., Sie suchen jedesmal Ihr Gesangbuch!“ — „Ja, Herr D—o—oberlehrer, die Füchse sind zu frech!“ — „W., Sie sind ein unverschämter Mensch!“ — „Herr D—o—oberlehrer, das ha—ha—haben Sie mir schon oft gesagt!“ — „Ja, ich kann es Ihnen nicht oft genug sagen!“ — „Aber Herr D—o—oberlehrer!“

Nicht selten wurde der Lehrer auch von Colür und einem anderen bemooften Mitschüler durch die größten Produktionen eines Klassergesangsvereins überrascht, dessen einziges Thema war, unseren sich humoristischer Gravität erfreuenden Mitschüler Arthur B. im Liede zu feiern, mit dem immer gleichen, elegisch apostrophierenden Refrain: „Türchen, Türchen, Tü—ürchen!“ Diese Heldengesänge wurden von einem hoch oben auf dem Katheder zusammengedrängten Meisterchor vorgetragen, was dem Lehrer natürlich als Profanation galt und deshalb umsoweniger geeignet war, ihm Interesse für diese Extra-Leistungen seiner griechenfeindlichen Obertertianer abzugewinnen. Oder wollte eine weise Vorsehung nur dafür sorgen, daß jugendlichen Uebermut durch $\xi\epsilon\text{νοφ}\omega\nu$ frühzeitig das unvermeidliche Tröpfchen Lebenswertnut nicht fehle?

Zu Ostern 1870 wurde unser ganzer näherer Freundeskreis nach Sekunda versetzt. Wir waren nun Schüler der „oberen Klassen“ und gerieten unter das Zepter des strengen und unabharen Ordinarius dieser Klasse, des Oberlehrers, späteren Direktors Heinze. Er war ein stattlicher Mann von großem Selbstbewußtsein, korrekt in seinem ganzen beruflichen und privaten Auftreten. Im Unterricht war er rigoros und stellte die höchsten Anforderungen. Stets auf das sorgfältigste für seine lateinischen Unterrichtsstunden vorbereitet, verlangte er auch von uns die genaueste Präparation. Großes — nach meiner und heute wohl sehr allgemeiner Anschauung — übertriebenes Gewicht wurde auf das rein Philologische, auf grammatische und syntaktische Formen gelegt.

Meisterhaft waren Heinzes Dispositionen zu Ciceros Reden; ich gestehe aber, daß er so wenig wie andere Lehrer mir je Geschmack heibringen konnte an dem Phrasengedresche und den Spitzfindigkeiten dieses alter römischen Redners; ich habe Cäsar und Sallust zehnmal lieber gelesen, als das Advokatengesäusel Ciceros. Aber „in ciceronianischem Stil“ lateinische Aufsätze abfassen zu können, galt nach dem damaligen Unterrichtssystem bekanntlich für Ehrensache und höchstes erstrebenswertes Ziel „humanistischen“ Unterrichts, und angesichts dieses Lehrprinzips konnte die ausführenden Lehrkräfte freilich nicht der Vorwurf des Uebereifers treffen. Aber das muß man doch sagen, daß es im Grunde weder humanistisch, noch deutsch war, die Einführung in den Geist der Antike durch Formenklam zu erschweren und das Gehirn deutscher Schüler auf ein Getöse von Phrasengebimmel zu trainieren für Dinge, die ein rechter Mann in drei Worten ausdrückt. Natürlich — es konnte ja nicht anders sein — verdarb diese lateinische Aufsatzfuchserie bei vielen Schülern den deutschen Stil, und wir hatten Musterknaben, die stets Nummer eins im lateinischen Aufsatz erhielten und im deutschen Aufsatz einen „Quartanerstiefel“ zusammenschrieben.

Über gearbeitet wurde beim Ordinarius der Sekunda weit mehr, als für irgendeinen anderen Lehrer, und gerecht war er auch. Doch wurden bei seiner Unnahbarkeit Lehrer und Schüler nicht warm miteinander, wie bei dem unübergeklärten Oberlehrer der Obertertia. Wenn er aber einmal aus sich herausging und lächelte oder gar für eine Minute humoristisch wurde, dann ging es wie ein Sonnenstrahl durch die sonst wetterbedrohte Klasse, und man sah, er konnte, wenn er wollte, von hinreißender Liebenswürdigkeit sein.

Dies waren die Hauptvertreter unseres Lehrerkollegiums. Ihre verschieden gearteten Charaktere und Temperamente vereinigten sich doch zu einem harmonischen Ganzen, unter dessen Regide Unterricht und Disziplin, den idealen Zielen der Zeit entsprechend, wohl gediehen. Strenge und Wohlwollen, tiefer Lebensernst und guter Humor ergänzten einander; vor allem aber war es auch das fast ohne Ausnahme tadellose Privatleben unserer Lehrer, das dem Kollegium die Hochachtung der bürgerlichen Gesellschaft eintrug, deren Wirkung dann natürlich auch den ganzen Ton der Schülerschaft beeinflusste. Wenigstens so lange, als das Schulleben in gewohnten friedlichen Bahnen verlief und nicht von außen Stürme hineingetragen wurden. Es sollte aber bald ein Umschlag erfolgen, nämlich durch das Kriegsjahr,

das mit seinen Aufregungen scharf auch in unser gleichmäßiges Schulleben eingriff.

Noch im tiefsten Frieden hatten Anfang Juli unsere Hundstagsferien begonnen, zu denen ich mit meinem älteren Bruder nach Hause gereist war. Letzterer sollte gleich nach den Ferien das Abiturientenexamen beginnen. Da kam alsbald nach dem Bekanntwerden der Mobilmachungsorder vom Direktor die telegraphische Einberufung zu dem an allen Gymnasien des Landes angeordneten außerordentlichen Kriegsexamen, das sogar nur ein mündliches sein sollte, um es den Abiturienten zu ermöglichen, mit möglichster Eile in die Armee eintreten zu können. Von unserer Schule rührten elf am Feldzug teil und drangen mit unseren Truppen bis Paris und Dijon vor; einer von ihnen tritt auch die berühmte Attacke der Garde-Drägoner bei St. Privat mit, und ich sah ihn eine Woche nach der Schlacht als Verwundeten, mit einem Bajonettstich in den Arm und einem Säbelhieb über den Kopf, zur Ausheilung auf dem väterlichen Gut in unsere Stadt zurückkehren. Ich war damals in Pension bei zwei alten adeligen Damen, Schwestern, deren eine auch drei Söhne im Felde hatte. Der jüngste, vor nicht langer Zeit noch Schüler unseres Gymnasiums, war kurz vor dem Kriege als Fähnrich in das Regiment der Liegnitzer Königsgranadiere eingetreten, das als eines der ersten nach der Kriegserklärung den Rhein überschritt. Von Zweibrücken aus hatten wir seine letzte Karte erhalten. Am Abend des 4. August zog ich mit einigen Freunden noch spät durch die Straßen. Die allgemeine Spannung, mit der den Kriegereignissen entgegengeesehen wurde, hatte sich natürlich auch uns mitgeteilt. Als wir über den neuen Markt gingen, trat der Inspektor des dort liegenden Telegraphenamtes auf die Rampe und verlas der sich immer mehr vergrößern Menge einmal über das andere die Siegesdepeche von Weißenburg, die der König an die Königin gerichtet hatte, und die von Berlin aus so gleich in die Provinzen weiter verandt wurde. Bei uns traf sie nach neun Uhr abends ein. Der Augenblick ihrer Verkündigung steht mir noch aufs deutlichste in Erinnerung: „Glänzender, aber blutiger Sieg unter Frikens Führung durch Erstürmung von Weißenburg und des dahinter liegenden Geisbergs“, hieß es, dann kam der Nachsatz: „Mein Regiment und 58er schwere Verluste.“ „Mein Regiment, das waren die Königsgranadiere, bei denen Rudolf v. Hömel, der jüngste Sohn meiner Pensionsgeberin stand. Ich mußte selbstverständlich den alten Damen die Depeche mitteilen und eilte, nachdem ich mit der Volksmenge in die brausenden Hurrarufe eingestimmt hatte, in meine nahe Wohnung, um mich bei der bereits

zur Ruhe gegangenen Tante unseres Fähnrichs melden zu lassen. Als ich ihr die letzten Worte der eben gehörten Depeche berichtete, wurde sie blaß: „Mein Regiment? Ach Gott, dann ist Rudolf gefallen, ich hab's geahnt!“ Und so war es: in einigen Tagen kam durch einen Kameraden die Nachricht, daß jener in den ersten Reihen der Grenadiere den Geisberg hinangestürzt und von einer Kugel in die Stirn getroffen, lautlos zusammengebrochen sei.

In die Familie zog jetzt tiefe Trauer ein, aber mit einer bewunderungswürdigen Ergebenheit trug die gebeugte Mutter das Unglück. Dieser Frau sah man es an, daß es etwas Heiliges war um solches Opfer, das sie dem Vaterlande dargebracht hatte. Die allgemeine Teilnahme wendete sich der greisen Dame zu, und ich kann sagen, die Bevölkerung empfand das Große des Heldentodes dieses ihr bekann- ten Jünglings, der mit glühendem Patriotismus, von Kraft und Ritterlichkeit strotzend, hinausgezogen war und als einer der Ersten für Deutschlands Freiheit fiel.

Die aber das Feuer der Begeisterung und des erwachenden deutschen Nationalbewußtseins in dieser Zeit auch in der kleinen Stadt vor allen hegte, war die Jugend, und unter ihr wieder unser engerer Kreis. Abends zogen wir jetzt in die weit draußen vor der Stadt liegenden Anlagen, wo wir uns auf einer kleinen Parkinsel lagerten, um neben den vielen, im Volk umlaufenden Kriegs- u. Napoleons- liedern auch solche eigener Mache abzusingen. Wenn neue Siegesdepechen eintrafen, was meist am späten Nachmittag geschah, dann wogte das Leben und Treiben noch in den letzten Abendstunden in den Gassen der Stadt, und auf dem Marktplatz sammelte sich die Jugend, um mit bunten Lampions und unter dem Gesange der „Wacht am Rhein“ Prozessionen zu bilden.

Im Oktober 1870 wurde auch unsere Stadt mit einer Einquartierung von französischen Kriegsgefangenen bedacht, für die ja in den Festungen des Landes gar nicht genug Raum geschafft werden konnte. Sie stammten meist aus den Schlachten um Metz her. Als wir von den Michaelisferien zurückkehrten, trafen wir diese Vertreter der „grande nation“ in der kleinen Stadt an, deren Leben sie in diesem Winter vielfach auf den Kopf stellen sollten. Anfangs waren es ihrer nur 30, mit Turkos und Zuaven, die aus den überfüllten Stettiner Kasernen abgegeben waren. Als unsichere Skantonisten wurden sie in dem alten Landwehr-Kommandogebäude am Paradeplatz untergebracht, und in den Zwischenstunden liefen wir von dem unmittelbar gegenüberliegenden Gymnasium auf den Platz, erkletterten den Zaun und schauten neu-

gierig auf den Hof der alten Kaserne, wo sich die Rothosen tabatqualmend langweilten. Später versuchten wir, unser bißchen Französisch bei ihnen gelegentlich an den Mann zu bringen, und für einen von den später bei den Bürgern Untergebrachten, einen Weinbauerssohn aus der Umgegend von Bourdeaux, der, wie übrigens viele seiner Leidensgenossen, nicht lesen und schreiben konnte, verfaßte ich einige Briefe an seine Mutter.

Die niedrigen Chargen brachten indes noch wenig Leben in die Stadt. Anders wurde es, als nach dem Fall von Straßburg ein paar hundert französische Offiziere als Kriegsgefangene ankamen. Diese hatten völlige Freiheit, sich zu bewegen; man sah sie zu jeder Tageszeit auf den Promenaden und abends in den Restaurationen, besonders in einer der beiden Konditoreien, deren Besitzer sie bald lehrten, ihren unvermeidlichen Absynth zuzubereiten. Da saßen sie dann stundenlang zigarrettenqualmend, Domino spielend und laut debattierend. In ihrer großen Mehrzahl gehörten diese Offiziere nicht den höheren Gesellschaftskreisen an, sondern meist hatten sie von der Pike auf gedient, waren in vorgerückten Jahren erst Leutnants geworden und nicht um die Kapitänsecke herumgekommen; doch erinnere ich mich eines hünenhaften, eisgrauen Colonels, der ebenfalls vom Gemeinen auf gedient hatte. Davon gab es natürlich Ausnahmen. So verkehrte unser französischer Oberlehrer Sch. viel mit einem feingebildeten Kapitän der Garde, der in seinem Zivilverhältnis höherer Justizbeamter in Lyon war. Ich selbst besuchte in meiner Nachbarschaft oft einen Kapitän der Reserve, der Ingenieur war, einen vornehmen, sehr stillen Mann, der ganz zurückgezogen lebte, nie eine Kneipe besuchte, sondern immer über deutschen und französischen Geschichtswerten zu finden war. Er beklagte häufig das Unglück Frankreichs und die Veichfertigkeit, mit der man es kurzichtig in den Krieg getrieben hätte. Sehr niedergeschmettert war er, als ich ihm den Fall von Mex bestätigte. Diese am Nachmittag des 28. Oktober eintreffende Nachricht, die zuerst am Schaufenster der Buchhandlung in der Steinstraße angeheftet war, brachte überhaupt eine gewaltige Aufregung unter den Kriegsgefangenen hervor. Ich sehe sie noch, um den alten Colonel geschart, mit geballten Fäusten und im Fluchen über den „traître Bazaine“ sich vor jedem Schaufenster sammeln und dann in Gruppen unter dem Schutz des nebeligen Herbstabends durch die kleinen Seitengassen der Steinstraße in ihre Konditorei ziehen, die an diesem Abend gedrängt voll war von heftig debattierenden und gestikulierenden Franzosen. Auf den Straßen und Plätzen der Stadt konnten

sie sich allerdings an diesem Abend auch nicht gut sehen lassen; denn auf dem Marktplatz formierte sich alsbald die ganze Stadtjugend zu einem Fadelzug, der durch Bürger verstärkt die Stadt durchzog und vielhundertstimmig die „Wacht am Rhein“ erschallen ließ.

Die militärische Haltung unserer Kriegsgefangenen war größtenteils jammervoll. Keine Spur von Strammheit, das Gros ausgemergelte Gesellen oder Hauwegen ohne Intelligenz, kurz ein Offizierkorps, das mit dem unsrigen nach keiner Richtung hin den Vergleich aushielt. Bei den niederen Soldatenchargen war von militärischem Selbstgefühl wenig zu finden. Sie kamen uns vor wie Leute aus einem Söldnerheer, das für keine Idee begeistert ist und seinen Soldatenberuf nur handwerksmäßig betreibt. Natürlich! wo es nach Sedan für „patriotisch“ galt, auf den Kaiser Napoleon zu schimpfen, dem sie doch den Fahneid geleistet hatten, und zwar in unflätigster Manier zu schimpfen, woher sollte da soldatisches Ehrgefühl kommen? Und wieviele Offiziere taten es darin nicht den Soldaten gleich! Dazu ein Maulheldentum, das immer nur von der „verrateneu“ Armee schwadronierte.

Noch mehrere Wochen vor dem Friedensschluß zogen die Kriegsgefangenen ab, um bis zu ihrer Entlassung in den Barackenlagern von Stettin zu bleiben. Das raschere Tempo, in dem das Leben der kleinen Stadt in den letzten Monaten pulsiert hatte, begann nun allmählich wieder in ruhigere Bahnen einzulenken. Große politische Erregungen wurden nicht mehr erwartet, man war durch die Schlag auf Schlag fallenden Erfolge unserer Armee auch im Volke schon so siegesgewohnt geworden, daß jeder neue Erfolg fast als etwas Selbstverständliches erschien. Aber die große Zeit war auch in diesem Erdwinkel nicht spurlos an den Geistern vorübergegangen, und immer wieder muß gesagt werden, daß es die männliche Jugend, die an der Schwelle des Jünglingsalters stehende Knabengeneration war, in der die wiedererstandene Kaiserherrlichkeit und deutschen Volkes Größe am begeistertsten aufgenommen wurde. Und gerade uns besonders, d. h. die unter der Hegide unseres trefflichsten Geschichtslehrers Hanow stehende Schulgeneration traf dieser nie geahnte Ausschwing des deutschen Volkslebens in gehobener Stimmung. Jugendliche Begeisterung geht stets einher mit unbändigem Freiheits- und Latendrang. Diejenige Generation aber, bei der sich letzterer in verkehrter Richtung äußerte, mußte erst Abschied nehmen, ehe wieder an einen ruhigeren, gesitteten Gang des Schullebens gedacht werden konnte.

Das war eine, wenn auch nicht erfreuliche, doch erklärliche Reaktion.

Die Handelswelt fieberte nach dem Kriege in der „Gründerzeit“, die Künste häuteten sich zur „Moderne“, die lernende Jugend schlug wie Fohlen über die Stränge althergebrachter Schulzucht. Unter den Schülern der oberen Klassen begann ein etwas wüstes Treiben; vor allem wurde viel mehr gekneipt, als je vorher. Zwar genossen auch in früheren Jah-

unserem Gymnasium war man auch in diesem Sinne „national“ geartet. Bald beschränkte man sich nicht mehr auf jene beiden erlaubten Lokale, sondern es wurden gleich vier neue Stammkneipen ausgedacht, und in einer von ihnen, einer vor kurzem begründeten Brauerei, gleich mehrmals wöchentlich wahre Orgien abgehalten, sehr zum Schaden der Gesundheit und Moral einiger sonst gut veranlagter Primaner. Frühere Gymnasiasten, die als Couleurstudenten in



General-Feldmarschall von Hindenburg im Kreise seiner Familie.

ren schon die Schüler der Prima und Sekunda nach den Schulgesetzen („so lange sie sich dieses Vertrauens würdig erweisen“) das Vorrecht, an den Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittagen zwei Restaurationen besuchen zu dürfen. Von dieser Erlaubnis war aber ehemals nur mäßiger Gebrauch gemacht worden. Jetzt wurde dies anders. Wenn der Deutsche sich begeistert, so trinkt er bekanntlich nicht nur Bier, sondern viel Bier — das ist nationale Unart, die von den Alten den Jungen vorgemacht wird, und auf

den Ferien zurückkehrten, brachten es als „schneidig“ auf, daß künftige Musensöhne vor allem tüchtig müßten saufen können. Auf den Abiturientenkommersen, auf denen studentische Mißbräuche in übertriebener Manier nachgeäfft wurden, trieb man jetzt den Unfug so arg, daß es als unerlässlich galt, die „Fuchse“, d. h. die zum ersten Mal an einer gefürchteten „Fuchstafel“ solchem Kommers bewohnenden knabenhaften Sekundaner regelrecht unter den Tisch zu trinken. Hierzu wurden abwechselnd zwei, sogar drei der größ-

ten Gumpenschwinger unter den älteren Schülern als „Fuchsmajor“ deputiert. Das Lehrerkollegium wohnte diesen in Alkoholgezeffe ausgearteten Kommerz längst nicht mehr bei, und dies war zu bedauern, da es auf ihnen sonst nicht an Witz und satirischen Bierzeitungen zu fehlen pflegte. Aber man wachte wenigstens ein- oder zweimal im Jahre die erwachsende Jugend sich austoben lassen, und daneben ist zu bedenken, daß es zu jener Zeit noch keine Alkoholfrage gab. Die neuere Zeit denkt glücklicherweise über den entnervenden Einfluß des Alkoholmißbrauchs auf unsere deutsche Volkskraft ernster, und es gilt heute auf Schulen und Universitäten nicht mehr für einen „schlappen Kerl“, wer es den Gewohnheitsßoffeln nicht gleichtun mag.

Wie nicht anders zu erwarten war, litt nun auch die Kameradschaftlichkeit unter den Folgen dieser krankhaften Alkoholära des Schullebens. Der Cliquengeist hielt seinen kläglich-prätentiösen Einzug in die oberen Klassen, deren Schüler in den sechziger Jahren in erfreulichem Solidaritätsbewußtsein zusammengehalten und den in der Bürgerschaft allgemein anerkannten guten Ton im Gymnasialleben angeeignet hatten. Jetzt begannen ein paar Geden das große Wort zu führen und sich auf ihre vermeintlich „feinere“ Abstammung und ihre teureren Pensionen etwas zugute zu tun, gegenüber den aus bescheidenen Verhältnissen kommenden und einfacher untergebrachten Mitschülern. Dies offenbarte sich am meisten in der vollständigen Umwandlung des ehemals höchst erfreulich wirkenden gymnastischen „Gesangvereins“. Einst war er ein wirklicher „Sängerverein“ gewesen, der unter der Leitung des alten Kantors Himmel recht Gutes geleistet hatte, seinem eigentlichen Zweck entsprechend seine Mitglieder nach ihrer stimmlichen Qualifikation auswählte und die geselligen Gaben erst in zweiter Linie berücksichtigte. Alle Primaner und Obersekundaner waren damals Mitglieder gewesen, die Nichtsänger wenigstens inaktive. Statt eines Schein-„Aristokratismus“ mit Glacehandschuhen, Tanzstundenolluren und Hochbegabung waren wirklich noch Talent, Fleiß und gesittetes Betragen ausschlaggebend gewesen für die Stellung, die der Einzelne unter seinen Mitschülern einnahm. So hatten ehemals die Gesangsübungen nur als Erholungsstunden noch fleißiger Arbeit gegolten, ohne jeden anderen Zweck, als denjenigen, den Gesang zu pflegen und bei Schulfesten, besonders aber in einer winterlichen „Abendunterhaltung“ dem städtischen Publikum die Leistungen des Gesangvereins in würdiger Form vorzuführen.

Diese „musikalisch-deklamatorischen Abendunterhaltungen“, wie sie auf dem gedruckten Programm

bezeichnet wurden, fanden Anfang Januar statt und wurden mit größter Sorgfalt vorbereitet. Außer mehreren Quartetts unter Beteiligung sämtlicher Sänger boten sie, wenn ein guter erster Tenor vorhanden war, auch einige Duette, mehrere Pianostücke, Deklamationen aus Reuters Dichtungen und zwei dramatische Aufführungen. Leider durfte auf Beschluß des Lehrerkollegiums nicht in Kostümen gespielt werden — eine ungerechtfertigte Pedanterie; denn ich wüßte nicht, daß die Bewilligung der Kostüme zu den Aufführungen Sophokleischer Tragödien z. B. den Schülern des Grauen Klosters in Berlin in moralischer oder disziplinarer Hinsicht geschadet hätte. Auf diese Weise nahm es sich etwas seltsam aus und setzte szenische Phantastie, wie zu Shakespeares Zeiten, beim Publikum voraus, wenn in den „Piccolomini“ Wallenstein und Oktavio, Mag und Isolani, oder im „Zriny“ die ungarischen und türkischen Helden im — Frack erschienen. Indes war besagtes Publikum schon an diesen Ausfall theatralesseiner Beiwerts ebenso gewöhnt, wie an die Bescheidenheit der vom Schulfuchs gezimmerten Bühne.

Die Stücke wurden unter Regie eines der Oberlehrer eingeübt und mit Fleiß und Andacht vorgelesen, obgleich sich nur selten schauspielerische Talente unter den Söhnen der nüchternen nordischen Bevölkerung befanden. Indes, das Publikum war dankbar, nahm fürlieb und unterhielt sich die drei Abendstunden von 7 bis 10 Uhr vortrefflich; es war stets ein Ereignis für die kleine Stadt. Das Ganze ging von unserer Seite natürlich mit großer Feierlichkeit vor sich. Das Lehrerkollegium, sowie die Väter der Stadt mit dem Patron des Gymnasiums, dem Bürgermeister an der Spitze, wurde von befrachten Primonern offiziell einige Tage vorher eingeladen und erschien einschließlich des zugehörigen Damenflors im besten Staat; in größter Vollzähligkeit natürlich auch die „höheren Töchter“, wobei es dann einigen verliebten Primanern zu besonderer Ehre gereichte, den Bräutlingen auf den Korridoren und am Eingang zur Aula als der Stätte Thaliens, die Honneurs zu machen. Hier befand sich auch die Kasse, denn umsonst gabs natürlich nichts. Für 7½ Silbergroschen war ja auch der Genuß, den man dem nicht offiziell als Ehrengäste eingeladenen Publikum bot, gesunden. Außerdem verursachte die Aufführung uns ja Urkosten; so erhielt der jetzt einer seiner seltenen Glanztage feiernde Schulfuchs altem Herkommen gemäß für die Herrichtung der Bühne und des Zuschauerraums zehn Taler und ebensoviel der Gesangsdirigent. Der Ueberschuß aber floß in die Vereinskasse und wurde in den soliden

Beiten für Anschaffung von neuen Noten, in den unsolideren für Bier angelegt. Kurz, diese Abendunterhaltung war der Höhepunkt unseres sonst sehr einförmigen winterlichen Schullebens, denn sonstige gemeinsame Vergnügungen fanden vor dem Forum einer strengen Disziplin keine Gnade. An einen Ball zum Beispiel wäre gar nie zu denken gewesen. Selbst zu den Tanzstunden, die irgend ein fahrender Magister Terpsichores alljährlich in einem Hotel erteilte, bekam kaum ein Schüler Zutritt, der nicht nachwies, daß er in elterlicher oder vormundschaftlicher Begleitung war. So beschränkte sich der nähere Verkehr mit dem aufblühenden Mädchenflor auf gelegentliche verschämte Annäherungen in den Familien schwesterreicher Mitschüler und für einige Bevorzugte unter uns auf die „Thes dansants“ in der Pension, wo es bei mildem Tee und belegten Brötchen, unter Aufsicht der Pensionsmutter als Ehren-dame, Pfänderspiele, Musik und ein Länzchen gab, und die Bacchische natürlich feierlich mit „Fräulein“ angeredet wurden, wofür sie sich huldvoll mit dem „Herr“ für uns revanchierten. Wer nicht zu diesen Privilegierten einsichtsvoller Pensionen gehörte, mußte sich damit begnügen, den Spuren der Tonis, Marthas und Lieschens errötend auf der Promenade und Eisbahn zu folgen, und doch hat mehr als einer von den ehemaligen Primanern zur späteren Lebensgefährtin sein Liebchen aus der Gymnasiafstenzeit erkoren.

Außer in der Abendunterhaltung trat unser Gesangsverein noch einige Male öffentlich auf, so bei Leichenbegängnissen von ehemaligen Lehrern und Schülern, zu Ständchen nach der Rückkehr unseres berühmten Mathematikers von seiner astronomischen Expedition nach Indien, beim Abschied des bisherigen und Antritt des neuen Direktors, und endlich einmal im Herbst 1868, als der Kronprinz Friedrich Wilhelm die Stadt besuchte und im Hotel am Markt abgestiegen war.

Mit einer gewissen Feierlichkeit ging auch die kurz vor den Osterferien stattfindende „öffentliche Prüfung“ in Szene. Sie war aber bereits zu einer reinen Formsache geworden, obgleich das stets sehr sorgfältig gearbeitete Schulprogramm, das nebst einer wissenschaftlichen Arbeit aus den Reihen des Lehrerkollegiums eine vollständige Chronik des letzten Schuljahres brachte, die Bürgerschaft in höflichen Worten einlud, an dem Dankfest für Errettung der Stadt von den Russen teilzunehmen. Diese Pietät gegen die einstigen Retter der Stadt war ja sehr rührend; indes hält solche Pietät nirgend in der Welt zweihundert Jahre vor, zumal nicht, wenn sie Jahr für Jahr künstlich aufgefrischt werden muß.

Wahrscheinlich ist, dem heute allerdings mode gewordenen ewigen Jubiläen-Jahrmartt zum Trost, die alte Feier mittlerweile längst eingeschlafen; denn schon zu unserer Zeit interessierten den ehrsamem Bürger die gegenwärtigen Kornpreise und das Stadtbudget viel mehr, als Russen- und Schwedenstreich aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, und die wenigen Väter und Mütter der Stadt erschienen nur noch, um die Parade über ihre lieben Kinder abnehmen zu helfen. In der großen Aula, deren eine Längswand mit den Musterleistungen aus der Zeichenstunde unseres tüchtigen und emsigen kleiner Zeichenlehrers R. geschmückt war, traten die Klassen der Reife nach zu viertelstündiger Probelektion an, worauf einer der Schüler ein Gedicht auflegte und die Prämienverteilung in Gestalt von Büchergeschenken erfolgte.

Für uns selbst war der intime Schlußakt vor Beginn der Ferien, zumal zu den Versekungsterminen Ostern und Michaelis, von weit größerer Wichtigkeit. Denn jetzt versammelte jeder Ordinarius, wie der Kommandierende zum Schluß des Manövers, seine Klasse zur Kritik, verlas hoch vom Katheder der Aula herab, in Gegenwart des ganzen Lehrerkollegiums und der höheren Klassen, Lob und Tadel für seine an die Stufen des wägenden Areopags zitierte Herde, und verkündete zum Schluß, nach feierlicher Anstandspause, das Versekungsergebnis. Vor diesem strengen Gerichtshof erschien, wer sich nicht ganz sattefest in den Wissenschaften wußte oder sonst ein böses Gewissen hatte, nur mit Zagen und Herzklappen, denn hier erhielt heute jeder Sünder „sein Fett“, und auch die hartgesottene Stammgäste der Tertia und Quarta zogen unter dem Flammeneindruck der Klassenjustiz mit geröteten Wangen und schlotternden Knien ab, wenn sie wieder einmal nicht versekt waren. Nur selten geschah es, daß Gnade vor Recht erging und sekhafte Bänkebrücker sich unerwartet, wie durch einen deus ex machina, von ihren fatalistisch gepachteten Erbsitzen vorwärts geschoben sahen. Dies traf bei der Versekung von Sekunda nach Prima meinen Banknachbar R. mit geradezu dramatischer Wirkung. Die Anciennität besaß er ja, aber neben seinen drei Vormännern, deren Versekung außer Frage stand, schien für niemand in Schule und Stadt die Beförderung des kugelrunden Kleinen R. zum Primaner auch nur denkbar. Ich sehe ihn noch mit puterrottem Antlitz ungläubigen Staunens und fassungsloser Ueberraschung neben mir vor dem Katheder der Aula stehen, als die drei Ersten vom Ordinarius als versekt proklamiert waren und nun nach vielssekundenlangem, atemlosem Schweigen — hier werden Augenblicke zu Ewigkeiten! — das verblüffende —

„und R.“ nachklappte. In diesem Fall entstammte die Milde des Kollegiums der wohlwollenden Berücksichtigung besonderer Familienverhältnisse und wurde als solche auch allgemein mit distrekter Dankbarkeit begrüßt. Die ausschlaggebenden Philosophen hatten sich wieder einmal als Pädagogen erwiesen mit der Devise „nil humani mihi alienum“, und dem dicken R. ist diese Humanität, nach einjähriger Gastrolle in Prima, auf seinem späteren Lebensweg zu statten gekommen.

Der Sommer brachte mehr Abwechslung in unser Schulleben, schon durch die nun obligatorischen Turnstunden an den Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen, für die der alte eifrige Turnlehrer W. unter Beihilfe einiger Primaner die Kriegen und deren Führer auswählte. Unter Begleitung der Ordinarien gab es Klassenspaziergänge auf die nächsten Dörfer oder in die herrlichen Laubwälder der weiteren Umgebung, für die Schüler der oberen Klassen eine Juni-Turnfahrt an die Ostseeküste der Insel Usedom. Mit der Eisenbahn fuhr man zunächst am frühen Morgen zur alten pommerischen Herzogsstadt Wolgast, und von dort ging es zu Fuß durch Nadel- und Laubholz und meilenweit am Strande entlang in eines der damals noch nicht zum übertriebenen Lüzus der modernen Zeit gediehenen Bäder, wo für die Nacht Massenquartiere auf Streu bezogen wurden. Diese Fahrten waren stets sehr angenehme Unterbrechungen des Schulzwangs, fanden zahlreiche Beteiligung und zeigten die Führer, den ausdauernden alten Fußgänger Oberlehrer Sch., den immer munteren Ordinarius der Obertertia und den mildesten Direktor von ihrer freundlichsten menschlichen Seite. An solchen Tagen taute auch unser Mathematiker auf und ließ Amtsmiene und den Schleier überlegener Ironie fallen, um ganz Mensch und Naturfreund zu sein. Wer doch noch einmal mit siebenzehnjährigem Herzen eine solche Turnfahrt an das blaue Balternmeer mit den alten Lehrern machen könnte!

* * *

Die Jahre fliehen pfeilgeschwind — wenn man nach einem Menschenalter auf seine Schulzeit zurückblickt, so erscheint sie wie ein großes Gemälde, auf dessen stark lokal gefärbtem Hintergrund sich die Gestalten von Lehrenden und Lernenden mit der Staffage der außenstehenden Typen der Bürgerschaft als eine solidarische Gruppe abheben, wie die weit aus- und wachsenden Lebenden und wirkenden Repräsentanten der Reformation auf Kaulbachs Meisterwerk, alle doch Vertreter der einen Grundidee. In solcher Einheitlichkeit des Lebens und Schaffens vieler kleiner Zentren ist aber das charakteristische Wesen deutschen Volkstums begründet, und aus der Un-

versiegbarkeit so vieler Quellen mit stark ausgeprägter lokaler Eigenart schöpft die deutsche Volksbildung ihre vielseitigen Kräfte. Darum ist ein Totalpatriotismus gerechtfertigt, der uns auch unserer Bildungsstätte in der pommerischen Kleinstadt einen würdigen Platz unter den Pflanzschulen deutscher Kultur anzuweisen erlaubt. Wo Licht ist, da ist auch Schatten — wer von uns Alten möchte heute die Jugendeseleien aus seinem Erinnerungsschatz missen und dem Chronisten zürnen, der unsere alte Stadt und ihr Gymnasialleben nicht nur in himmelblauen Farben malt!

Wir waren mittlerweile Primaner geworden, nach fünf Jahren Dienstzeit von der Oberquarta heraus. Mit dem alten Schnut in Fritz Reuters „Hanne Nüte“ hätte man ausrufen mögen:

„Feiw Johr, dat is 'ne lange Tid,
Wenn ein sei vör sich liggen süht;
Feiw Johr, dat is 'ne lorte Spann,
Wenn ein sei tiekt von achter am.
Sei sünd tau lang, üm f' tau verlieren,
Sei sünd tau kort, üm uttaulieren.“

Nein, wir hatten noch lange nicht „ausgelernt“, n-enngleich dem Schüler die Zeit von Ferien zu Ferien wie eine Ewigkeit dünkt und fünf Jahre ein unermeßliches Lustrum. Wir fühlten uns nicht wenig als Primaner, mindestens ebenbürtig, und zwar nicht nur an Weisheit und Verstand, sondern auch in sozialer Hinsicht, den zahlreichen, selbstbewußt auftretenden Fähnrichen gegenüber, die nun die neugegründete Kriegsschule unserer Stadt bevölkerten und ein ganz neues Element in die sich bisher, außer einem zahmen und friedlichen Bezirkskommando, keiner Garnison erfreuende Stadt hineinbrachten. Abgesehen von einigen kleinen und durch den Takt der Kriegsschul- und unserer Gymnasiallehrer bald beigelegten Reibereien kam es aber doch nicht zu scharfen Gegenätzen; vielmehr hatte die Rivalität unter den Kriegsschülern und den Gymnasialisten der höheren Klassen das Gute, daß der im „Gründerjahr“ gesunkene gute Ton sich in diesen wieder zu heben begann. Wettstreit ist doch am Ende die Seele alles erprießlichen Wirkens und Vorwärtstommens. Fördernd für die Rückkehr des Schullebens in bessere Gleise war es auch, daß eine ganze Kohorte von Bänkeldrüdern verschwand, jetzt, wo ein im Handel und Wandel stärker pulsierendes Leben im neuen Deutschen Reich jedemann neue Bahnen eröffnete und auch den grümmigen chronischen Verächtern klassischer Bildung und akademischer Karrieren Mut machte, ihre andersgearteten Anlagen wenigstens auf anderen Tummelplätzen spekulativer zu verwerten. Einen dramatischen Abgang vom der Bühne seiner

Gymnasiaallaufbahn nahm natürlich vor allen andern Colür. Der starke alte Knabe, der ohne die Schwäche seiner Augen mit jedem wuchtigen pommerischen Grenadier hätte in Reih und Glied stehen können, fühlte sich längst nicht mehr wohl im Schulzwang und geriet außer Rand und Band. Zum Unglück ließ er seinem Uebermut am meisten in den griechischen Lehrstunden des jungen Oberlehrers Bresina, eines ausgezeichneten Lehrers und Mannes, die Zügel schießen, indem er, zum Uebersezen aufgefordert, mit ironischem Lächeln das tollste Zeug produzierte. Und er konnte auf eine so gemüthlich-verschmihte Manier lächeln, daß allgemeine Heiterkeit erfolgte, wenn man ihn dabei ansah. In der ersten Morgenstunde wurde der Unterricht mit einer kurzen Andacht eröffnet, indem nach der Reihe einer der Schüler ein Stück aus einem Psalm vorlas. Als nun an Colür die Reihe kam, wählte er den zweiten Psalm und las — auf des Lehrers Spitznamen „Krähe“ anspielend — den zehnten Vers („So laßet euch nun weisen, ihr Könige, und laßt euch züchtigen, ihr Richter auf Erden“) stotternd: „und laßt euch zü—zü—züchtigen, ihr Krä—krä—krähen auf Erden!“ Natürlich lachte alles, und nun war es mit des Oberlehrers Geduld vorbei. Er machte dem Ordinarius vor dem respektwidrigen Verhalten Colürs Anzeige, und dieser bezog seine Pankte, aus der er sich freilich nichts machte. Aber zum Unglück versiel er auf den Streich, „der unverschämten Krähe das Nest zu vertobaden“, d. h. dem Oberlehrer die Fenster einzuschmeißen. Das trug ihm dann nach langen, zu keinem Geständnis führenden Verhören und Untersuchungen schließlich das consilium abeundi ein, und nun zeigte sich doch wieder Colürs ehrliche Natur. Nach seinem Abgang stattete er aus eigenem Antriebe der „Krähe“ einen Besuch ab: „Herr D—o—oberlehrer, ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich Ihnen doch die Fe—se—fenster eingeschmissen habe; aber 's tut mir jetzt leid, Herr D—o—oberlehrer!“ — „Nun, welchen Grund hatten Sie denn dazu, W?“ — „Ja, Herr D—o—oberlehrer, ich da—da—dachte, Sie wollten mich chi—chi—chikanieren, und ich bin doch schon so ein alter Kna—kna—knabe!“ — „Nun, da haben Sie sich geirrt, W.! Aber es freut mich, daß Sie jetzt zu mir gekommen sind.“ — „So? Freu—freu—freut Sie das wirklich, Herr D—o—oberlehrer?“ — „Ja, W.!“ — „Na, dann danke ich Ihnen auch, Herr D—o—oberlehrer, und leben Sie wohl!“ — „Nun, ich wünsche Ihnen auch alles Gute, W.“

Dieser Oberlehrer Bresina, der eine schon damals von jedermann vorausgesagte glänzende Laufbahn machte, war ein überaus tüchtiger Schulmann, der hinsichtlich seiner philologischen Bildung in den al-

ten Sprachen alle seine Kollegen weit hinter sich zurückließ. Unverdorbene und nachdenkende Schüler haben ein sehr feines Verständniß für den Wert ihrer Lehrer. Was Dr. B. trotz aller Strenge in der Auffassung seines griechischen Unterrichts unbedingt besaß, war die alle seine Schüler durchdringende Achtung vor seinem gründlichen Wissen, seiner vornehmen Bescheidenheit und dem großen Ernst seiner Persönlichkeit im Privatleben. Ich selbst lernte die edlen Eigenschaften dieses wahrhaft guten Menschen noch besonders intim kennen, als er sich im letzten Vierteljahr vor unserer Versetzung nach Prima freiwillig erbot, mir und einem Mitschüler wöchentlich ein paar Privatstunden in seiner Wohnung zu erteilen, damit wir die Reise im Griechischen erreichten. Leider ließ die schnell aufsteigende Laufbahn des trefflichen Mannes ihn bald dem pommerischen Schuldienst wieder verloren gehen.

Wir verbanden uns als Primaner gern mit anderen Mitschülern zu gemeinsamer Arbeit. Manchen werden diese Blätter an die zahlreichen Nachmittagsstunden einträchtiger Präparation zum Horaz und der Ilias erinnern, auch an die Nächte, die wir — altem Schlandrian entsprechend, die großen häuslichen Arbeiten auf die letzten Tage zu verschieben — auf stiller Bude zusammen brachten, um bei der kräftig in Brand gehaltenen langen Pfeife in einem Ritt von A bis Z unsere deutschen und lateinischen Aufsätze anzufertigen. Noch nach Jahrzehnten habe ich diese verschwiegenen Arbeitsnächte im Traum von neuem durchlebt. Erst wenn der Morgen graute und die Hähne kräheten, konnten wir die Feder fingerlahm aus der Hand legen, und die Nachtwächter der Stadt waren nicht wenig erstaunt, auf ihrer letzten Runde dann ab und zu zwei erholungsbedürftige Bleichgesichter in den Straßen der schlafenden Stadt Morgenluft schrappen zu sehen.

Diese „Nachtträte“ waren natürlich auch durch die Bank wahre Originale, die, noch fast ganz in mittelalterlichem Stil ausgerüstet, in langem, gegürtetem Mantel, mit Schlapphut, Hellebarde, Schlüsselbund und Laterne martialisch durch die Gassen stapften und feierlich die Stunden abriesen. Nach längeren abendlichen Zusammenkünften, wie nach Abiturientenkommerßen, oder wenn auf Ferien anwesende Studenten uns vor ihre Biergerichte geladen hatten, ließen wir es uns natürlich oft nicht entgehen, diese „Augen des Gesetzes“ zu „uzen“. Unter ihnen war aber einer, der bei Tage als Küster der kleinen katholischen Kapelle fungierte und seine Amtswürde auch auf sein nächtliches Offizium übertrug, d. h. schärfer aufpaßte und sich bei Seite hielt, wenn seine weniger skrupulösen Kollegen auf der dunklen Wallpromenade

ein Schlummerstündchen hielten oder die dort liegenden Winkeltneipen „durchnassauerten“. Manchmal aber rief doch die Notpfeife alle zu Haus, wenn es einem von ihnen zu arg erging, künstliches Eulengeschrei ihn von allen Seiten umwimmerte, Barricaden von Promenadenbänken seinen Pflichtpfad sperren oder die härtesten Schneebälle ihm im Winter um die Ohren sausten. Es gab dann eine lange und hitzige Verfolgungsjagd, und einmal, als sogar unser Musterchüler B. — er ist jetzt längst ein würdiger Professor an einem großstädtischen Gymnasium — übermütig wie immer, sich beteiligte, konnten wir uns vor dem wütenden Küster und seinem uns kampfmütig nachgeschleuderten Spieß nur durch schleuniges Ueberklettern der Zäune in die tiefliegenden Gärten am Wall retten.

Aber auch die Nachtwächter der alten pommerischen Hansestadt hingen keinen oder brachten keinen in das döhlerrumtrüchzte Verließ des grauen Steintores, „sie hätten ihn denn“ zuvor erwidert, und das ist ihnen bei uns niemals gelungen, selbst dem katholischen Küster nicht. Sonst waren aber diese Jugendstreiche auch harmloser und humoristischer Art und kamen meist nur unter der Regide von Studenten zustande. Von diesen spielten einige dem am Markt wohnenden Kaufmann Keller einen losen Schabernack, indem sie nachts den als Aushängeschild für diese Materialwarenhandlung in Höhe der Beletage auf einem eisernen Arm prangenden großen, metallenen Zuckerhut herunterholten und im Fluß versenkten, aber nur, um nach einigen Tagen einen funkelnagelreuen, schön himmelblauen Zuckerhut wieder auf das Gestell zu praxtizieren mit der Widmung auf weißem Quadrot: „Die . . . schen Studenten ihrem lieben Wolph Keller. Vielleicht leuchtet dies Wahrzeichen studentischer Jugendentollheit und bürgerlicher Verständnissinnigkeit heute noch auf den alten Marktplatz herob, denn Herr Keller war ein jovialer Mann, mit dem sich reden und leben ließ.“

Eine große Anzahl häußerlicher Familien zog Vorteil aus der Pensionshaltung für etwa vierhundert Gymnasialschüler, obgleich es heute fast unverständlich ist, wie die meisten dieser Pensionsgeber auf ihre Kosten, geschweige denn zu einem bescheidenen Profit kommen konnten. Bei vielen mußte es wohl „die Masse bringen“, bei anderen, wohlhabenden Ackerbürgern, Fleischern, Bäckern kam es „auf ein paar weitere Eßer nicht an“. Sodann waren die Zeiten doch noch sehr viel wohlfeiler und die Ansprüche an Lebenskomfort geringer. Immerhin zeigten die niedrigen Pensionspreise von fünfzig, sechshundert und nur ganz ausnahmungsweise hundertfünfzig bis zweihundert Talern jährlich die Genügsamkeit des



Graf Mirbach, der in Moskau ermordete deutsche Gesandte.

reflektierenden Publikums, und man konnte dabei gar nicht etwa behaupten, daß die Leistungen auch dieser Billigkeit entsprochen hätten und die Verpflegung der Schüler schlecht gewesen sei. Natürlich gab es verschiedene Abstufungen. Ein halbes Duzend Professoren hatten seit Jahren die Führung übernommen und wurden teils von verwitweten alten Damen, teils von Lehrern geleitet. Doch waren es nur wenige, in denen von einer nachhaltigen Einwirkung des Familienlebens auf die Erziehung der Pensionäre die Rede sein konnte. Zwar mußte die Wahl einer Pension vom Direktor genehmigt werden, doch herrschte in dieser Frage bei aller sonstigen, internen Schuldisziplin, eine freiere Anschauung vor; es genügte, daß die Pensionsgeber gut beleumundete Bürger waren, aber im übrigen hatte die Unterkunft namentlich der Schüler der oberen Klassen mehr studentischen Charakter, und viele Wohnungsgeber fanden sich auch mit großem Verständnis mehr in die Rolle jovialer akademischer Hausphilister, als in diejenige der Pensionserberbi hinein. Die Hauschlüsselfrage bildete für Primaner und viele Sekundaner kaum je ein Objekt diplomatischer Kniffe oder ver-

schmigter Heimlichkeit. Solange nicht zu arg über die Stränge geschlagen wurde, drückte auch das Lehrerkollegium ein Auge zu, in der richtigen Erwägung, daß jemand, der sich mit achtzehn und zwanzig Jahren noch nicht selbst zum Maßhalten erzogen habe, auch nicht durch die Peitsche strenger Beaufsichtigung zur Reife gebracht werden würde. Mit Ausnahme der geschilderten Sturm- und Drangperiode kurz nach dem französischen Krieg gab auch die Erfahrung diesen milden pädagogischen Grundsätzen recht. Ein feiner Instinkt ließ ja auch die erkneipenden Primaner und Sekundaner, ebenso wie die verschiedenen Klassen und Cliquen der bürgerlichen Gesellschaft Collisionen vermeiden und jedes lechzende Roß auch seinen richtigen Stall finden. Wie wäre denn auch eine deutsche Klein- oder Mittelstadt denkbar ohne ihre spezifischen, in unvermischter Hochheiligkeit gehaltenen Stammtische! Wie der englische Globetrotter über den ganzen Erdball seinen Klub mit-schleppt, so gründeten die ersten beiden Deutschen, die sich draußen gefunden haben, sei es im Obamboland oder an den Wasserfällen des Sambesi, ihren Stammtisch — Notabene, wenn der nötige „Stoff“ zur Stelle ist, dann aber auch mit deutscher Gründlichkeit und Ausdauer.

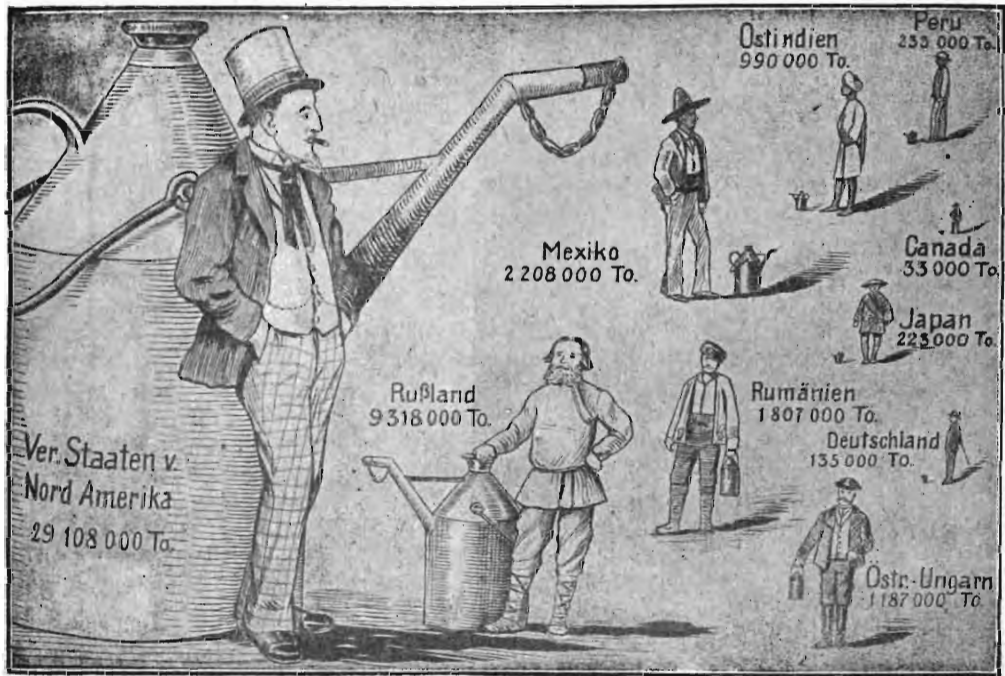
Nun, in unserem Städtchen sorgten mehr als ein halbes Duzend Bierbrauereien für die Herzöffnende und zungenlösende Rationalgabe Gambrini, und von den Spizen der Gesellschaft bis herab zum Stadtpolitiker kannegießernden Spießkern wußte seit Olms Zeiten jeder brave Mann, an welcher altgeweihten Stätte er das ihm zuträgliche Tröpfchen fand. Uns Primanern blieb natürlich bei unserer hierologischen Zuchtwahl vor allen das Sakrosanktissimum unserer Lehrer verschlossen, jenes angestammte Eitelokal im Oberstock der B.'schen Konditorei am Markt, wo die Herren mit den höheren Gerichtsbeamten, Aerzten, Offizieren und einigen exklusiven Großkaufleuten bei Nürnberger oder Erlanger sich's nach den Stunden der Schulplage wohl sein ließen. An dieses Lokal knüpfte die cause celebre des Städtchens an, die 1869, bevor noch der Bürgerschaft Frieden durch das große Kriegsgeschrei gestört wurde, besonders die Haute volée in hellen Aufruhr versetzte. Der würdige Besitzer, Konditor B., ein Mann nicht ohne bürgerliches Selbstbewußtsein, aber doch von schlichter Lebensführung, hatte ein siebenzehnjähriges hübsches und schön entwickeltes Töchterlein, das allerdings bei den standesstolzen höheren Töchtern und deren gestrengen Mamas nicht recht für voll galt, weil es nicht die Selektta besucht hatte, ja — horribile dictu! — dem alten Vater mitunter hinter dem Konditortisch bedienen helfen sollte. Mit einem

Worte, ein frisches Naturkind. Unter den beim alten B. verkehrenden Abendgästen war nun auch der bereits etwa vierzig Jahre alte Staatsanwalt beim Kreisgericht, der Träger eines der berühmtesten deutschen Aristokratennamen. Er trat eines Abends, als Vater Borchmann allein hinter dem Büfett stand, an ihn heran, und erklärte ihm, ohne daß irgendwelche Präliminarien vorhergegangen waren: „Hören Sie mal, lieber Borchmann, ich will Ihre Pauline heiraten!“ „S, machen Sie doch keine Witze, Herr Staatsanwalt!“ Indes, der Bewerber bestand darauf, und nach einigen Tagen überraschte er die ganze Stadt mit seiner Verlobungsanzeige. Ich sehe und höre noch die im Oberstock unseres Hauses wohnende Frau Oberst, wie sie zu meiner Pensionsgeberin, einer ebenfalls aus sehr berühmtem Adelsgeschlecht stammenden alten Dame, hereinstürmte und atemlos ausrief: „Nein, haben Sie's denn schon gehört? Unglaublich! Spöding! Der Herr von Bismarck hat sich ja mit der — der na, wie heißt sie doch gleich? na, mit der Konditortochter am Markt verlobt! und will das Mädchen sogar heiraten! unerhört! Welch ein Affront! aber ich lasse mich verleugnen, wenn sie etwa Visite machen sollten!“ Indes, die Gnädige ließ sich wenige Tage darauf nicht verleugnen. Herr v. Bismarck, ganz Kavalier (er konnte so verdammt gutmütig-ironisch lächeln), ganz Erster Staatsanwalt und ganz glücklicher Bräutigam, machte wirklich die Reize herum bei den Honoratioren mit seiner allerliebsten in geschmackvoller Toilette sich präsentierenden und gar nicht verschüchtert auftretenden Pauline Visite, und das mit einer Nonchalance, daß allen „Geborenen“ nur liebenswürdige Höflichkeit übrig blieb, und als ob seine Braut wenigstens die üblichen sechzehn westfälischen Ahnen hätte. Jeden Nachmittag sah man das Pärchen dann in lustiger Laune auf den Promenaden. Es wurde, wie man später hörte, eine äußerst glückliche Ehe. Herr v. Bismarck wurde zwar bald nach der Verlobung wahrscheinlich doch ein wenig aus „Konvenienzrücksichten“, um den Gänzen der „höheren Stände“ das Geschnatter zu legen — versetzt, avancierte aber dann schnell zum Präsidenten und als nach einigen Jahren die Frau Präsidentin mit zwei reizenden Kindern zum Besuch in ihre alte Vaterstadt kam, da fanden alle „Gnädigen“ und „Geborenen“ ihre ehemalige Entrüstung „eigentlich deplaciert“ und konnten nur bedauern, daß der hochgestellte Mann nicht lieber eine ihrer Töchter geheiratet hatte, von denen damals einige stark ausgewachsene Exemplare des erlösenden Ritters geharrt hatten. Für jeden „nur“ bürgerlichen Mann von gesundem Menschenverstand war dieser wirklich ein-

mal „schneidig“ in die Tat umgesetzte Protest eines Uradligen gegen die verrottende Inzucht natürlich sehr erfreulich — Darwins Forderungen in pommerische Praxis übersezt! und gleich in so eklatanter Weise! Ja, ja, wir traten in mehr als einem Sinne früh in die Tirailleurlinien einer neuen Kultur-epoche!

Seitdem ist mehr als ein Menschenalter über die alte Stadt und ihre Bevölkerung dahingegangen. Die meisten der hier gezeichneten Menschen, die dem Leben und Streben dort das Gepräge gaben, unsere Lehrer und die Originale des Bürgertums schlafen längst unter den schattigen Bäumen der Friedhöfe, und was damals jung war, ist in alle vier Winde zerstreut. Der Aufschwung des Verkehrs im modernen Deutschen Reiche hat gewiß auch in diesem pommerischen Winkel des Vaterlandes manch neues Element geweht, das sich in ausgefahrenen Geleisen nicht mehr zu bewegen vermag und an die Stelle der Tradition und phlegmatischer Bescheidenheit der Alten die vorwärtstreibende Kraft neuerdeutschen Großbürgertums sezt. Und das ist gut, wenn

nur der solide Kern gesund bleibt, der die Eigenart der verschiedenen deutschen Stämme verbürgt und diesem niederdeutschen Stamm am Ostseestrand seit Jahrhunderten einen ehrenvollen Platz im Wettstreit der Gaue gesichert hat. Maßvoller Entwicklung des öffentlichen Lebens der Nation die Stange zu halten, ist die Aufgabe des Niederdeuschturns im nüchternen Norden des Reichs. Und so gilt auch heute noch und hoffentlich für eine ferne Zukunft für diesen Stamm und seinen Zweig, die Bürgererschaft unserer alten Gymnasialstadt, die Charakteristik des ehrwürdigen herzoglich Pommern-Wolgastischen Geheimsehreibers Thomas Ranzow in seiner Chronik aus der Mitte des 16. Jahrhunderts: „Es ist das sold mehr gutherzig wan freuntlich, mehr fimpel dan klug, nicht sonders wacker (d. h. gut aufgelegt) oder frölich, sondern etwas ernst und schwermütig. Sunst aber istz ein auffgericht, treu, verschwiegen sold, das die lügen und schmeichelwort haßet, pitted sich unter einander gern zu gaste und thut einem nach seiner arth und vermugen gern gutlich.“



Die Petroleum-Erzeugung der Erde.